

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Epilode	219
Verlassene Mutter. Von Angelo Salsus	227
Denstone College. Von Wilhelm Benfemann	228
Ara patriae. Von Julius von Werther	235
Keuf des Liebenden. Von Camillo Hoffmann	239
Delacroix. Von Julius Meier-Graefe	240
Selbstkranzigen. Von Neftwifch, Oppeln-Bronikowfki, Folgt, Koba Koba, Hermann Reifen. Von Leben	251 253

Nachdruck verboten.

Erſcheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 38 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Beteiligung zu zeitgemässen Zinslüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

Circus Busch am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7 1/2 Uhr.
Auf der Hallig Original Manège-Schaustück
des Circus Busch.
Besonders hervorzuheben: **Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.**
Ono und Ota **Geschw. Amato**
Orig. Japan. Fechtkünstler. Leiter-Akrobat.

RUDOLF DRESSEL
Unter den Linden 50
Dejeuners, Dinners, Soupers
Tafelmusik bis 1 Uhr nachts
Fernsprecher: Amt I, 1043
Weingrosshandlung, Stadtküche
für Salons à part Anton Peterhans

Schriftsteller Bekannter Verlag übern. literar. Werke aller
Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst.
Bedingungen. Offerten sub. J. 205. an
Hausenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

ZÜST
29/50 HP
Der Tourenwagen



Berlin, den 16. November 1907.

Episode.

Vor acht Tagen habe ich gesagt, warum ich noch nicht über das Privatklageverfahren schreibe, das, auf Antrag des Grafen Runo Moltke, gegen mich eröffnet war und mit meiner Freisprechung geendet hat. Seitdem ist der arme Schächer, der, als das Werkzeug im Schatten lauernder Lücke, den Reichskanzler widernatürlicher Unzucht bezichtigt (und in seinem Flugblatt auch mich mit Schmähung bedacht) hatte, zu harter Strafe verurtheilt worden. Am Tag dieses Prozesses, am sechsten November, war Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld von der Krankheit erstanden, die noch in den letzten Oktobertagen sein Leben gefährdet hatte; war er so gesund, daß er in den Gerichtssaal kommen, einen Eid leisten und mich *con brisio* schimpfen konnte. Sehr erfreulich. Die Genesung, weil wir nun hoffen dürfen, daß der Fürst fortan vernehmungsfähig bleibt. Der Schimpf, weil er mich von jeder Rücksicht auf die Durchlaucht entbürdet, die noch im Februar an mein Herz appelliren ließ, noch in der Selbstanzeige vom Juni ein artiges Wort für mich hatte. Da ich entschlossen bin, in dieser Sache immer nur so weit zu gehen, wie ich, um mein Recht zu vertheidigen, gehen muß, und da solche Resignation leicht mißdeutet werden kann, mindert jede Herausforderung die hemmende Last der Verantwortlichkeit. Auch diese Abrechnung eilt nicht.

Aus dem Wust der in den letzten Wochen über mich verbreiteten Gräuelmären greife ich heute nur eine heraus; auch sie nur, weil sie der Darstellung des Gerichtsverfahrens und seiner Nachwirkung nicht organisch einzufügen wäre. Graf Zinckenstein, Landrath a. D., Mitglied des Herrenhauses und des Reichstages, hat eine Erklärung veröffentlicht, in der er behauptet, ich habe mich vor Gericht „meiner Beziehungen zum Fürsten Bidmark laut und ausdringlich gerühmt“. Die Behauptung ist unwahr. Als ich Stim-

ungen und Urtheile Bismarcks erwähnen mußte, habe ich, im Schlußvortrag, gesagt: „Ich glaube, ihn wirklich sehr gut gekannt zu haben, und bin manchen Tag fast von früh bis tief in die Nacht mit ihm zusammengewesen.“ Das ist erweislich wahr, kündete nichts Neues, war aber, da man vor Gericht nichts als notorisch voraussetzen darf, für den politischen Theil meiner Rede nicht zu entbehren; ein Zwischensächchen, das in dem Versuch, Bismarcks Personalbehandlung zu schildern, vor Laienrichtern nicht fehlen durfte. Der Abgeordnete behauptet ferner, ich habe verschwirgen, daß der Fürst mir „sein Haus verboten hat“. Darüber, Euer Hochgeboren, konnte ich nichts sagen, weil ich erst aus Ihrer Erklärung davon erfuhr; weil ich Grund hatte und noch habe, überzeugt zu sein, daß der Fürst mir bis zum letzten Lebenslag freundlich gesinnt blieb. Bismarck, sagt der Graf, habe mir 1897 einen „groben Vertrauensbruch“ vorgeworfen. Ich sei „öfters“ zum Frühstück bei ihm gewesen und habe eines Tages eines Aeußerung über die Konservativen „in ganz anderem Zusammenhang und in ganz anderem Sinn veröffentlicht“. Deshalb habe er sofort angeordnet, „daß Harden in Friedrichsruh nicht mehr empfangen werde“. Diese interessante Thatsache veröffentlicht Graf Finkenstein neun Jahre nach Bismarcks Tod. Ein anderes Mitglied des Herrenhauses, Graf Hohenthal, weiß gar zu melden, ich sei einmal „zu einem Interview in Friedrichsruh zugelassen“ worden; eingeführt habe mich dort Schweningen, „dem Harden sich auf jede Weise zu nähern, den er für sich zu gewinnen und auszuhorchen verstand“; „und bei dem einen Interview wird es auch jeden falls geblieben sein“.

Weder Kritik noch Satire: Thatsachen. Zuerst Graf Hohenthal; weiß schneller zu erledigen ist. Schweningen habe ich am fünfzehnten oder sechzehnten September 1892 im varziner Herrenhaus, wohin ich, auf Bismarcks Einladung, für ein paar Tage gekommen war, kennen gelernt; der Fürst hat uns vor dem Abendessen einander vorgestellt. Wir sind dann bald Freunde geworden; und der allerliebste Einfall, ich hätte ihn auszuhorchen versucht, wird den Genesenden in seiner schwanecker Burg sicher eben so erheitern wie die Behauptung, Bismarck habe mich „zu einem Interview zugelassen“. Ueber die finkensteinschen Angaben schrieb Schweningen mir, am zehnten November 1907, mit noch zitternder Hand: „Ich lese heute eine angebliche Aeußerung des Fürsten Bismarck, nach der Dir das Haus verboten worden sei. Mir ist davon absolut nichts bekannt, was nach meinen (und Deinen) Beziehungen zum Fürsten wohl undenkbar wäre. Wenn es sich so, wie behauptet wird, verhalten hätte, müßte ich doch wohl etwas erfahren haben.“ Das könnte genügen. Wir wollen die Angaben des Grafen dennoch ein Bißchen genauer prüfen.

In den seltenen Fällen, wo ich Aussprüche Bismarcks publicirte, habe ich nie vorher die Genehmigung erbeten; immer auf eigene Faust gehandelt. Das wußte er. Das paßte ihm. Die Interviewrolle hätte er mir nie zugemuthet (und ich hätte sie nie übernommen); und wenn die Wiedergabe eines Gedankens ihm unrichtig erschienen wäre, hätte er die Möglichkeit gehabt, die Verantwortung abzulehnen. Im Hochsommer 1897 fand ich ihn, den der Weinschmerz schon arg plagt, etwas grämlich; in schlaffer Stille ohne rechten Zeitvertreib. Ihm fehlt der Kampf, sagte Schweninger; im Streit der Meinungen, in einer tüchtigen Kauferei würde er schnell wieder frisch. Im Einverständnis mit dem ärztlichen Freund beschloß ich, ein paar Sätze, die der Fürst bei und nach den Wahlzeiten und in seinem Arbeitszimmer gesprochen

hatte, in der *„Neuen Freien Presse“* zu veröffentlichen. Ich brachte aber wieder Bewegung und Kampflust ins Greisenleben. Am vierten September 1897 las man hier „Bismarcks Glossen“. (Das ist der Artikel, den Graf Hindenstein meint.) In der Neuen Freien Presse hatte kurz vorher Jemand (wie angenommen wurde, ein Redakteur der Hamburger Nachrichten) Aeußerungen veröffentlicht, in denen Bismarck den Konservativen Streberei und Reid vorwarf. „Viele haben es mir nie verziehen, daß ich, der kleine Gutsbefitzer, fortgekommen bin, während sie Das blieben, was sie waren. Ein guter Theil des Deklarantenthumes war darauf zurückzuführen.“ Die hier veröffentlichte Glosse hatte den folgenden Wortlaut:

„Man wirft mir jetzt in den Zeitungen vor, ich habe durch eine Aeußerung, die in einem wiener Blatt veröffentlicht wurde, die konservative Fraktion verlegt. Ich kann mich der Aeußerung nicht mehr entsinnen, weiß nicht, wie sie in die Zeitung kam, und nehme an, daß sie sich auf Vorgänge bezog, die sich bei meiner Entlassung und bei der Berathung der ersten Handelsverträge abspielten. Von den heutigen Führern der Konservativen kenne ich überhaupt nur einzelne Herren, die meinem Hause befreundet sind und die ich natürlich nicht kränken wollte; auch an der persönlichen Ehrenhaftigkeit der Anderen zweifle ich nicht. . . . Aber es liegt nun einmal in der Natur dieser Partei, daß sie von der auch sonst leider landesüblichen Fraktionsstreberei besonders leicht verfeucht wird. Da sitzen Beamte, die eigentlich gar nicht ins Parlament gehören, Leute, die Söhne, Töchter und Enkel zu versorgen haben und deshalb Rücksichten nehmen müssen; da möchte Mancher im Staat eine höhere Stufe erklimmen; und nützliche Verwandtschaften, gesellschaftliche und militärische Beziehungen spielen auch eine Rolle. Dazu kommt, daß meine Standesgenossen vielfach bequem sind, nicht gern übermäßig arbeiten oder auch durch ihre landwirthschaftliche

Thätigkeit stark in Anspruch genommen werden; da reißen die Strebssamsten, die sich auf die Sitzungen vorbereiten und in den Drucksachen Bescheid wissen, leicht die Herrschaft an sich und die Fraktion merkt dann vielleicht zu spät, daß sie auf der schiefen Ebene angelangt ist. Wir haben die Herren von der Kreuzzeitungsfarbe das ministerielle Leben recht sauer gemacht; ich war nie ihr Mann und die schlimmsten Verdächtigungen sind immer von dieser Seite gekommen. Sie ließen mich im Stich, als es darauf ankam, zunächst einmal das Deutsche Reich vor der Welt auf die Beine zu stellen. Manches wäre anders geworden, wenn ich damals konservative Hilfe gefunden hätte; aber ich hätte viel eher noch mit Herrn Richter paktirt als mit den Freunden der Rathusius-Ludom und Konjorten. Es war viel Meid dabei, weil ich es weiter gebracht hatte als andere Junker, aber auch doktrinäre Beschränktheit und protestantisch-jesuitischer Eifer. Als ich dann weggeschickt wurde, hatten wieder die selben Leute ihre Hand im Spiel: siehe Scheiterhaufenbrief und ähnliche Sachen. Wie es heute in der Fraktion aussieht, weiß ich nicht. Die außen sichtbaren Leistungen können mir nicht gerade Bewunderung abzwängen. Ich habe oft das Gefühl, daß die Herren die Begriffe Konservatio und Gouvernmental verwechseln, und frage mich manchmal, ob sie selbst eigentlich genau wissen, was sie konserviren wollen.“ („Zukunft“ vom vierten September 1897.)

Nichts Neues also. Ungefähr das Selbe hatte Bismarck als Minister und als Privatmann oft gesagt; und manchmal ohne so höfliche Schonung. Schweminger war zufrieden: die Presse griff das Thema auf und die Erörterung brachte dem Fürsten einen Rest alter Munterkeit zurück. Die Glossen wurden viel nachgedruckt und kommentirt, Herr Penzler hat sie in das Sammelwerk „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung“ aufgenommen und ich habe nie den allergeringsten Grund zu dem Glauben gehabt, daß sie dem Fürsten Vergerniß gaben. In einem Brief, den er mir am siebenten September 1897 schreiben ließ, um mich auf ein von seinen Gegnern unehrlich ausgebeutetes Mißverständnis (Prinz von Preußen-Binde) aufmerksam zu machen, wird die Glosse über die Konservativen nicht erwähnt; und dieser Brief hat den selben herzlichen Ton wie alle anderen. Nach der Weihnacht und am vierten April 1898 dankte er mir in der üblichen Weise für die kleinen Gaben (Austern und Stilton), mit denen ich reiche Gastlichkeit nach meinen Verhältnissen zu vergelten suchte. Und noch in den letzten Lebenstagen des Fürsten erhielt ich aus Friedrichruh freundliche Grüße. Gesehen habe ich ihn nur noch einmal; schon im Oktober 1897 sagte mir Schweminger, daß die Tage seines Helden gezählt seien. Hausverbot? Das wäre recht überflüssig gewesen; denn ich kam nur, wenn ich ein-

geladen war; und könnte beweisen, daß meine Besuche viel seltener waren, als der Fürst wünschte. Gerade im letzten Herbst, den er erlebte, konnte ich ihm, zu meiner Freude, durch die Sendung der beiden Bände *Lettres Inédites de Napoléon* noch ein paar angenehme Stunden bereiten, für die er gütig dankte.

Daß es im Verkehr des großen Mannes mit Einem, der leidenschaftlich das Recht zu selbständigem Handeln heischte, auch einmal Aerger gab, ist nur natürlich. Ueber ihm Nähere hörte ich aus Bismarck's Mund harte Worte. Und wer von uns hat ihm nicht einmal für ein Weilchen gegrollt? Lenbach sogar; und Bucher's Briefe an Busch klingen fast wüthend. Aber der Mann konventioneller Heuchelei war Bismarck nicht; wenn er durch meine Publikation (die früher von ihm Gesagtes in milderem Ton wiederholte) ernstlich verstimmt worden wäre, hätte ers mich fühlen lassen. Jetzt ist er bald zehn Jahre tot; und im Grunde nicht mehr wichtig, in welchem Verhältniß ich zu ihm und seinem Hause stand. Da die Entstellungversuche aber mit frischem Muth wieder aufgenommen werden, reproduzire ich einen Theil Dessen, was ich, bei ähnlichem Anlaß, am achten Dezember 1906 hier feststellen mußte.

Als ich der (zweiten) Einladung des Fürsten Bismarck folgte, war ich nicht Redakteur der „Zukunft“; überhaupt nicht Redakteur. Im Haus des Fürsten, in den Häusern seiner Söhne bin ich vom ersten Tag an mit der herzlichsten Intimität behandelt worden. Bin, weil die Arbeit mich in Berlin hielt, viel seltener gekommen, als gewünscht wurde. fand stets die gütigste Theilnahme an meinem persönlichen Schicksal; hörte stets, daß mein Besuch sehr willkommen sei, meine Abreise sehr bedauert werde. An den Tagen, die ich in Friedrichruh oder Varzin verlebte, war mein Platz bei den Mahlzeiten immer neben dem Fürsten oder der Fürstin; ließ der höfliche Wirth sich nie nehmen, mich in meinem Zimmer aufzusuchen; war ich auf dem Vormittags-spaziergang und bei der Nachmittagsausfahrt immer sein Begleiter. Niemals hat er mich „gebraucht“. Ich bin nicht zu „brauchen“. Daß mancher Journalist sich ganz in den Dienst des bismarckischen Wollens stellte, konnte ich begreifen; konnte solche freiwillige Dienstbarkeit hoher Achtung werth finden. Doch meine Natur, der in mir lebende Drang nach Unabhängigkeit widerstrebt solcher Leistung. Sie ward mir nie zugemuthet. Nie gesagt, ich möge Dieses schreiben und Das nicht schreiben. Und da ich den ganzen Komplex der Sozialen Fragen anders sah als der große Mann, mußte ich ihn oft just an der Stelle verlegen, die damals seine empfindlichste war. Wer sagt, ich sei von Bismarck je „gebraucht“ worden, behauptet Unwahres; behauptet's wider besseres Wissen. Welches Vertrauen mir vom Fürsten und von seinen Söhnen

geschenkt wurde, könnte ich durch den Abdruck von Briefen beweisen. Habe es aber nicht nöthig; denn durch Alles, was ich zu Lebzeiten des Fürsten veröffentlicht habe, ist's längst bewiesen. . . Ich bin als einziger Gast anwesend gewesen, während Bismarck mit seiner Frau über Religion, Leben und Sterben, über seine Beerdigung und Grabstatt, über die Kinder und Enkel sprach.

Am achten Oktober 1900 stand ich, als der Majestätsbeleidigung Angeklagter, vor dem berliner Landgericht. Herr Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Ernst Schweninger sagte als beeideter Zeuge aus:

Der Angeklagte hat viel im Hause Bismarcks verkehrt. Der Fürst hat besonders Gardens Selbständigkeit geschätzt und ihn, trotzdem er seine sozialpolitischen Ansichten mißbilligte, zu den zuverlässigen Freunden gezählt, seine Kritik monarchischer Kundgebungen für nöthig, nützlich und von guter Absicht eingegeben gehalten und noch in den letzten Lebenstagen mit wohlwollender Anerkennung von ihm gesprochen. Frage: Ist es wahr, daß Fürst Bismarck im April 1893, als der Angeklagte Gast in Friedrichsruh war, bei Tisch an das Wohl des Landgerichtsdirektors Schmidt getrunken hat, der ein paar Tage vorher Gardens unter ehrenvoller Begründung freigesprochen hatte? Antwort: Ja; der Zeuge habe selbst damals am Tisch gegessen. Frage: Ist es wahr, daß Bismarck den Angeklagten eingeladen hat, mit ihm die vom Kaiser gesandte Flasche Steinberger Cabinet zu trinken? Und hat er dabei gesagt: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen“? Antwort: Ja; auch bei diesem Vorgang sei der Zeuge zugegen gewesen.

(Manche Zeitungsschreiber finden unverzeihlich, daß ich diese Thatfachen je ans Licht dringen ließ. Sie hätten Solches ewiglich in des Büßens Tiefe geborgen. Ihr Edelsinn langt bis ins Martyrium. Ich habe, als meine Absicht verdächtigt wurde, auf eine Anerkennung hingewiesen, an der nichts zu verheimlichen war und die mir mehr gelten durfte als Zeitunglob.)

Der Prozeßbericht ist im Oktober 1900 veröffentlicht worden. Und zur Veröffentlichung war der Brief bestimmt, den Schweninger mir, als wieder Unwahres über mein Verhältniß zu Bismarck verbreitet wurde, im vorigen Jahr, nach meinen Artikeln über Chlodwigs Tagebuch, schrieb. Hier ist er:

Schloß Schwaneck bei München.

Am ersten Dezember 1906.

Hochverehrter, lieber Freund!

Wir scheint es tief in der Natur gewisser Menschen und Verhältnisse begründet, daß man Dich herunterzusehen, Deine durchaus zuverlässigen Darstellungen und Mittheilungen zu entkräften versucht. Da es sachlich nicht möglich ist, sucht man's durch Entstellungen und Verdächtigungen zu erreichen. Ob und wann es den wenigen und ehelichen Augen- und Ohrenzeugen, die über die Gedanken und Gesinnungen des Fürsten im letzten Decennium seines Lebens aussagen könnten, gelingen wird, dem jeßigen unlauteren Treiben ein Ende zu machen, bleibt abzuwarten. Die Durchsicht meiner Korrespondenz und Aufzeichnungen hat mir bestätigt, daß ich in der Lage sein werde, einiges Material beizubringen, ohne die ärztliche und menschliche Discretion zu verletzen. Dich muß ich, wenn man Dich durch Anwürfe zu besudeln sucht, immer nur bitten, Deine ohnehin so

furchtbar überanstrengten Nerven nicht darunter leiden zu lassen. Mögen die Hunde bellen! Wer Deinen Verkehr und Deine Stellung im Hause Bismarcks beobachten konnte, wie ich, weiß, daß es eine dummdreiste Erfindung und Fabel ist, die einen unbekanntem Dritten als Freund des Hauses, Dich nur als zu brauchenden Journalisten hinstellen will. Wie habe ich vom Fürsten oder von der Fürstin Ähnliches gehört. So oft Du kamst, warst Du ein in diesem Haus freudig willkommen geheißener und gern gesehener Gast, mit dem Fürst und Fürstin ungenirt, lange und intim sich besprachen, so eingehend und über so intime Dinge, wie es nur mit dem Vertrauesten geschehen pflegte. Schon weil es meines Wissens ja gar nicht wahr ist, daß der Fürst Dich „brauchte“, kann ich mir nicht vorstellen, daß die Fürstin je etwas auch nur annähernd Ähnliches gesagt habe. Nie habe ich Derartiges als von ihr stammend vernommen. Die Art des Verkehrs mit Dir und alle mir erinnerten Äußerungen lassen mir Solches undenkbar erscheinen. Freilich ist auch gar Manches als Neußerung des Fürsten hinausgetragen worden, was er nie gesagt hatte. Viel von Dem, was die Unqualifizirbaren jetzt verzapfen, sah ich in der Hof- des Großen brauen. Der immer aufrechte, unerschütterliche, sich und Anderen treue Fürst war allen Emsflüsterungen und Suggestionen aber unzugänglich. Dein Verhältniß zu ihm und seinem Haus kann durch alles Gerede, alle böswilligen Machinationen nicht umgestaltet werden. Wie oft hat der Unvergeßliche mich nach „unserem Freund Max“ gefragt, noch in den letzten Tagen! Mit welcher Aufmerksamkeit hat er sofort stets gelesen, was Du für die „Zukunft“ geschrieben hattest, und es, auch wenn er nicht einverstanden war, auf seine Art wohlwollend kommentirt! Sogar im berliner Schloß, bei seiner letzten Anwesenheit in der Reichshauptstadt, sagte er, als wir beim Kaffee saßen, es sei schade, daß uns Freund Max hier nicht Gesellschaft leisten. Alle hatten Dich gern, trotzdem die politischen Ansichten nicht immer stimmten; und die Erinnerung an die Tage, die Abende, die wir gemeinsam in Friedrichsruh, Varzin, Schönhausen, Hannover verlebt haben, kann Niemand uns rauben. So weit die Aussprüche, Empfindungen und innersten Gedanken des Fürsten mir bekannt geworden sind, kann ich nur sagen, daß Deine Darstellung in allen Einzelheiten richtig ist. . . Willst Du von Vorstehendem Gebrauch machen, so thue es nach Belieben. Mit den herzlichsten Grüßen Dein alter, getreuer Ernst Schweningcr.

„Noch in den letzten Tagen.“ Also lange nach den Septembertagen.

Wollen wir dieses Kapitel nun nicht endlich schließen? Wie habe ich mich zu dem Zugversuch erniedert, mein Verhältniß zu Bismarck intimer darzustellen, als es wirklich war. Mich nie für den Verwalter seiner politischen Hinterlassenschaft ausgegeben, sondern eigensinnig immer gesagt, daß ich meine, nicht seine Ueberzeugung vertritt. Nach seinem Tod ihm kein Wort zugeschrieben, das nicht durch das Zeugniß Ueberlebender erwiesen werden konnte. Auf solche Worte mich nur da berufen, wo es unvermeidlich, eine Angabe nicht anders zu stützen war. Trotzdem er mir oft gesagt hat, meine Aufsätze zeigten von allen das sicherste Verständniß für seine Persönlichkeit und Politik, er zähle mich zu seinen Freunden und beweise es deutlich dadurch, daß er sich sogar offene Opposition und „avancirten Sozialismus“ von mir gefallen lasse, habe ich mir nie eingebildet, im eigentlichen, heiligen Sinn des Wortes der Freund

des großen Breites zu sein. Es giebt keinen Menschen, mit dessen Freundschaft ich prahlen würde; auch mit des größten nicht. Denn Freund kann man Dem nur sein, dem man nicht weniger giebt, als man von ihm empfängt. (Traurig, daß man so Selbstverständliches aussprechen muß.) Es giebt keinen Menschen, mit dem ich auch nur eine Stunde lang verkehren würde, wenn er mich nicht wie Seinesgleichen behandelte; kann niemals und nirgends einen geben.

Hundert Blätter haben die gräßlichen Deklarationen verbreitet; nach der einen bin ich schon 1892, nach der anderen erst 1897 von Bismarck hinausgeworfen worden. Sie widersprechen einander; pakten just aber in den Preßkram. Und muthen dem Leser schließlich nicht mehr Leichtgläubigkeit zu als alles Andere, was in den letzten Wochen über meine Bösigkeit verbreitet worden ist. Ein Entlein habe ich herausgegriffen. Um, wie man altfränkisch sagte, ein Exempel zu statuiren. Wird das Gerede nun widerrufen werden?

Als ich die Glossen wieder las, fand ich, die letzte sei noch zeitgemäß:

„In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchternen Fachmänner nöthig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache Ernst wird, mitunter Lügenchiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Eroberungspolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt; und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden, aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Noltes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden. Also keine Knauzerei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouilliren. Qui trop embrasse. . .“

Wie weiseste Warnung halt's nach. Jetzt ist der Kaiser in England freundlich begrüßt worden. Eine über das Urtheil nüchternen Fachmänner hinausgreifende Flottenvorlage würde das Ergebnis dieses Besuches schmälern; und obendrein nur die Ziffern, nicht die Relation ändern. Die Hoffnung, den Körper des Landheeres verkleinern zu können, ist seit 1905 geschwunden. Prestigepolitik? „Mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist.“

Verlassene Mutter.

Und da es Niemand merken konnt',
 Beugt sich das blutjunge Weib
 Herunter tief mit zuckendem Mund
 Zu ihrem gesegneten Leib,
 Gesegneten Leib.

Und sprach zu dem Kinde und seufzte schwer:
 Du wirst ein Waisenkind sein!
 Deine Mutter lebt längst kein Leben mehr
 Und Dein Vater ließ mich allein,
 Mutterseelenallein.

Was kann da werden? Nicht Glück noch Ehr.
 Wer hat denn Mitleid mit mir?
 Und wirst Du ein Bub, Du wirst wie er,
 Und wirst Du ein Mädcl, weh Dir!
 Weh Dir und wehe mir!

Ein schlechter Mann! Ein elendes Weib!
 Das ist, was ich vor mir seh' . . .
 Und Du Kind in meinem gequälten Leib
 Stößt mich und thust mir weh,
 Jetzt schon weh!

Prag.

Hugo Salus.



Denstone College.

Nur etwa einem halben Jahrhundert gründete Canon Woodard, ein englischer Geistlicher, mit der Hilfe einiger Philanthropen, unter denen Sir Percival Heywood an erster Stelle genannt werden muß, Mittelschulen, die dazu bestimmt wurden, „Knaben und Mädchen eine Erziehung zu erteilen, die im Einklang mit den Forderungen der traditionellen Public School, des englischen Internates, und der englischen Kirche stände.“ Lancing ist die gesellschaftlich am Höchsten stehende, Ardingley die größte dieser Anstalten, die man unter dem Namen „Woodard Schools“ zusammenfaßt. Denstone College aber ist durch das verhältnismäßig große Kontingent, das es den Universitäten jedes Jahr liefert, mit der Zeit an die erste Stelle gerückt. Die zwei Jahre, während derer J. H. Dove, früher Kaplan und Mathematiklehrer in Halesbury, dann Missionar in englischen Kolonien, als Direktor in Denstone thätig war, haben der Schule dadurch einen weiteren Aufschwung verliehen, daß sie mehr mit den größeren Anstalten in Berührung gebracht wurde, als bisher geschehen war. Der Verkehr ergab sich hauptsächlich aus der Beteiligung an den Schießübungen in Bisleigh und den Miniaturmanövern in Aldershot, die acht bis zehn Hochsommertage dauern. Dove war einer der Hauptbegründer der Schulmilitär, die imperialistisch denkende Direktoren als schwachen Ersatz eines fehlenden Heeres geschaffen haben. Auch das innere Leben der Lateinschule, die auf einem Hügel in Staffordshire steht, wurde durch Dove wesentlich geändert. Sein Hauptgrundsatz war, daß Müßiggang der Anfang aller Laster ist und daß die regelmäßige Erfüllung aller Pflichten mit militärischer Strenge gefordert werden muß. Ein Mann, der von sechs Uhr früh bis zehn Uhr abends lehrte, predigte, mit den Eltern korrespondierte, die Kranken im Sanatorium besuchte, mit dem Sekretär die notwendigen Veränderungen durchging, sich persönlich in der Küche von der Schamlosigkeit des Essens überzeugte, der mit den Lehrern die Einzelheiten ihrer Fächer und ihre Methoden besprach, den Schülern Vorträge über militärische Geographie hielt, bei den Schulspielen ein interessierter Zuschauer und in der Schüßenslinie die beste Wache war, ein Mann, der zur Konfirmation vorbereitete, in der Dorfkirche und in der Umgegend den Gottesdienst abhielt, dem Sergeanten die neueste schwebische Turnmethode beibrachte und dem kommandirenden Offizier des hundert Mann starken Schulkadettencorps die Lehren des Burenkrieges vortrug, abends, wenn ein eigener Schlaffaal irgend eine Trophäe für Fußball und Cricket gewonnen hatte, zu allgemeiner Belustigung „John Peel“ sang, heiter in hellen Hosen zu einer Hochzeitspartie eilte oder den Postiers die Scharlachkranken in ihren Betten von der Schule nach dem Sanatorium tragen half; ein solcher Mann konnte natürlich auch viel von Lehrern und Schülern verlangen.

In Denstone wohnen Direktor, Lehrer, Schüler, Dienerschaft in einem einzigen Haus. Die meisten englischen Anstalten haben statt des einen Gebäudes zwölf bis zwanzig Häuser. Auch die Kapelle und der Speisesaal für vierhundert Personen und das große Schulzimmer, wo abends ungefähr zweihundert Jungen ihre Schularbeit machen und wo Aufführungen oder Konzerte stattfinden, liegen in diesem riesigen Bau. Der unterste Stock enthält Schulzimmer, die Wohnung des Kaplans, Studierzimmer der „Prefekts“ (einer Schülerklasse, von der noch zu reden sein wird) die Geschäftszimmer des Direktors, des Sekretärs, den Billardsaal der Lehrer, die

Dunkelkammer zum Photographiren, die Kapelle, die Wohnung der Haushälterin (die eine Dame ist), die Küche und die Speisekammern. Im Zweiten Stock ist der Speisesaal, das große Schulzimmer, die Lehrerwohnungen (je zwei Zimmer), vier Schlafsäle für je vierzig Schüler, mit Waschraum, kalter Douche und Toilette, und die Gesellschaftszimmer des Direktors. Der Dritte Stock hat noch vier Schlafsäle, eine Gepäckkammer, Lehrzimmer, die Schlafräume des Direktors und Fremdenzimmer. Im Vierten Stock sind nur Lehrerwohnungen. Die Dienerschaft hat Räume im Parterre und und im Ersten Stock zur Verfügung, wo auch noch ein Badezimmer und ein Auskleideraum für Fußballmannschaften anderer Schulen ist. Vom Hauptgebäude getrennt ist die „Preparatory School“, ein Haus für Schüler zwischen acht und elf Jahren, das Sanatorium, das fünfzig Infirmen aufnehmen kann, und ein Laden, in dem die Schüler allerlei Süssigkeiten, Eier, im Sommer auch Obst, Sardinen, Würste, Thee und Ähnliches kaufen können. Dieser Laden gehört der Schule; auch der Gewinn, der bei guter Verwaltung im Jahr viertausend Mark betragen kann und meist für Sportzwecke verwandt wird. Vor dem Haupteingang des College dehnen sich die großen Spielfelder; da ist auch die Werkstat, der Turnsaal, der Garten der Lehrer. Auf der anderen Seite liegen Gemüsegärten neben dem kleinen Park des Direktors. Da die eine Seite der Anstalt nicht zugebaut ist, ergibt sich statt eines Hofes ein großer, grüner Rasen, der auch zum Tennispiel dient. An der Mauer lehnt die große Rettungleiter, auf allen Treppen stehen Feuer-eimer und für den Fall eines Rauchbrandes sind die Lehrer mit besonderen Schlüssel versehen, mit denen sie die Thüren öffnen, bevor sie sich auf die ihnen angewiesenen Posten begeben. Die Housemasters oder Dormitory Masters, Schlaftsaalaufseher, deren in Denstone acht sind, müssen in diesem Fall für ihre Schutzbefohlenen nach den Weisungen des Direktors sorgen. Da jeder Schlafsaal zwei Eingänge und das ganze Gebäude nur zwei Holztreppen hat, ist die Gefahr ziemlich gering.

Die Kosten für Verpflegung und Erziehung betragen ungefähr 1100 Mark im Jahr. Davon sind einbegriffen: Arzt- und Bahnarztkosten, Haarschneiden, Beitrag zu den verschiedenen Sportkassen, Kapellenfonds, Trinkgelder. Musikunterricht ist besonders zu vergüten. Das Gehalt des Direktors schwankt, je nach der Zahl der Schüler, zwischen 16 000 und 24 000 Mark; die Gehälter der Lehrer, die Essen, Kohlen, Licht frei haben, schwanken zwischen einem Minimum von 1200 und einem Maximum von 3000 Mark. (In Eton, Harrow, Winchester und anderen großen Anstalten beträgt das Anfangsgehalt der Lehrer 7000 Mark und steigt bis zu 12 bis 14 000, während ein erfolgreicher „Housemaster“ 25 bis 30 000 Mark verdienen kann; in diesen Schulen steht sich der Direktor auf mindestens 100 000 Mark.)

Die Befestigung eines Knaben in Denstone kommt höchstens auf 70 Pfennige den Tag, die der Lehrer auf 1,20 Mark, die der Diensthoden auf 50 Pfennige. Am „high table“, dem etwas erhöhten Tisch des Lehrerkollegiums, giebt es morgens Porridge mit Milch, Thee oder Kaffee mit Brot, Butter, Wärmelabe und einen warmen Gang. Um Eins ist Lunch; da giebt es kaltes Fleisch, Kartoffeln, Brot und Butter, Käse und ein bis zwei Glas Bier. Um halb Vier nimmt man wieder eine Tasse Thee mit Butterbrot. Um Sechs ist Abendessen: Suppe, Fleischgang (am Freitag Fisch), eine süße Speise und Käse. Rux manchmal giebt es Salat, gewöhnlich einen ungenießbaren Kohl. Daß das warme Fleisch nie schmackhaft ist, liegt nicht so sehr am Material wie an der schlechten Zubereitung. Die Schüler

haben ihre Hauptmahlzeit um Fünf und bekommen um Sechs Thee mit Butterbrot und um Neun Milch oder Kakao mit einem Biscuit.

Der Tag ist natürlich genau eingetheilt und für jede Stunde gesorgt. 7 Aufstehen. 7,35 bis 7,55 Kapelle. 8 Frühstück. 9,15 bis 9,45; 9,45 bis 10,30; 10,30 bis 11,15 Unterricht, 11,15 bis 11,30 Pause, 11,30 bis 12,15; 12,15 bis 1 Unterricht. 1 Mittagessen. 2 bis 3,30 meist obligatorische Spiele oder Cross-Country Laufen. 3,45 bis 4,30; 4,30 bis 5,15; 5,15 bis 5,55 Unterricht. 6 Thee. 6,45 bis 8,20 Präparation. 8,30 bis 8,50 Kapelle. 9 Schlaftaal. 10 Licht aus. Diese Einteilung gilt für Montag, Mittwoch, Freitag; an den übrigen Wochentagen fällt der Nachmittagsunterricht aus. Sonntag ist viermal Gottesdienst: 8 bis 9, 11 bis 12, 4,30 bis 5,45, 8,45 bis 9. Bei warmem Wetter wird die letzte Morgenunterrichtsstunde vor dem Frühstück ertheilt und der Nachmittagsunterricht verlegt.

Die religiöse Ausbildung bildet, wie man sieht, einen nicht unerheblichen Theil des Programmes. Wie in allen englischen Schulen, steht über dem Direktor eine Behörde, Trustees oder Governors genannt, in der Sprache der Woodard-Schulen „The Provost and Fellows“; ein Präsident und ein Kollegium. Diese Behörde ernennt den Direktor, den Sekretär, die Haushälterin, den Kaplan und die Sorfesterin des Sanatoriums; der Direktor hat die Lehrer anzustellen und zu entlassen und über die Schüler frei zu verfügen. Die ursprüngliche Idee war die eines Qualitätsmus der Leitung; der Direktor sollte in der Schule regieren, der Kaplan in der Kapelle. Daß Fraktionen in solchem Fall unausbleiblich sind, ist klar; die Kompetenzen sind eben nicht scharf abzugrenzen. Wie die spanische Kirche Pescarae seinen Leyva beigegeben hatte, so mußte der Direktor seinen im Rang gleichen Beigeordneten dulden. Wie hat sich, glaube ich, die Wahrheit des homerischen Wortes besser erwiesen als in den Woodard-Anstalten: „Ὅτι ἀγαθὸν παλοκοπανίη, εἰς κοίρανος ἰστω“; in Lansing fielen einem Kaplan zwei Direktoren zum Opfer und die Meinung war überall, daß der Kaplan hauptsächlich da sei, um den Provost zu „informiren“. Das Kollegium tritt nur an Versammlungstagen in die Erscheinung; der Provost kommt, wann er Lust hat, und bezieht ein viel größeres Gehalt als irgendein Lehrer. Er wohnt nah bei der Schule und hat außer seinem Gehalt den Genuß einer einträglichen Pfründe; außer Denstone muß er freilich noch fünf andere Anstalten besuchen. Bei der Wahl eines solchen Mannes kommt nicht so sehr die praktische Erfahrung wie die soziale Stellung in Betracht. Während der Direktor im Allgemeinen tüchtig und zuverlässig ist, paßt auf den deus ex machina oft das Wort: „Ein großes Getrommel und ein kleines Gematschir.“ Der Direktor muß viel Takt haben, um mit der Hierarchie auszukommen.

Provost und Kollegium, das sich aus bekannten Geistlichen und reichen Laien zusammensetzt, bestimmen Dauer und Form des Gottesdienstes. Ein Organist und ein Musiklehrer bilden den Chor aus, der meist sehr Gutes leistet. Ein Lehrer, der Geistlicher ist, der Kaplan oder der Direktor predigt; an hohen Festtagen finden Prozessionen zum Altar oder außerhalb des Gebäudes statt. Dann erscheinen der Chor, das Lehrerkollegium und die Geistlichkeit in Gewändern verschiedener Farbe; einer der Präfecten trägt das Banner. Auch am Sonntag müssen die Lehrer „Cassoc and Surplice“ (Priesterkleidung) tragen. Während die Schüler nie fehlen dürfen, verlangt man vom Lehrer, daß er am Wochentag einmal, am Sonntag zweimal in der Kapelle ist. Mit der alten Sitte oder Unsitte, daß an Heiligentagen ein Theil

des Unterrichtes ausfällt, ist gebrochen worden; doch der Gottesdienst dauert an diesen Tagen länger als sonst und Priesterkleidung ist vorgeschrieben. Am Anfang und Ende aller Mahlzeiten sagt der Kaplan oder der Lehrer du jour ein kurzes lateinisches Gebet; manche begnügen sich mit einem „Benedictus benedicat“. Sonntags um ein Uhr singt der Chor ein kurzes Gebet im Speisesaal.

Das curriculum des Jungen in Denstone ist nicht einheitlich; jede englische Schule hat einen Lehrplan, der allen Anforderungen des Gymnasiums, der Real- und Reform-Anstalten entsprechen soll. Für alle Zweige sind die Examina verschieden: die Universitäten (Higher Certificate, etwa unserem Abitur entsprechend, aber mit nur vier obligatorischen Fächern, von denen eins Mathematik sein muß), Oxford and Cambridge Locals (etwa auf dem Standpunkt unseres Einjährigen-Examens), Jüdische Polizei, Frische Konstablertruppe, Woolwich und Sandhurst, die Militärakademien, London Matriculation, Civil Service, Chartered Accountants Examination: die Zahl ist Region und bei allen Prüfungen werden verschiedene Schriftsteller als gelesen vorausgesetzt. Unter diesen Verhältnissen einen Stundenplan zu erdenken, der Alles vorschreibt und kein Hingehelpen ist, war gewiß nicht leicht. Dobe hats erreicht. In Schottland sind die Schulverhältnisse mehr nach deutschem Muster geregelt und in neuester Zeit hat man mit der Einführung eines „School Leaving Certificate“ auch in England den Anfang zu einer allgemeinen Examensorganisation gemacht.

Die Einteilung in „Classical Side“ und „Modern Side“ entspricht ungefähr der in Gymnasium und Realschule. Der Hauptfehler des englischen Systems liegt darin, daß es allzu früh spezialisiert. Ein kluger Knabe, der auf die Universität will und wenig Geld hat, muß sich durch „Exhibitions“ oder „Scholarships“ zu helfen suchen. Auf der Schule selbst kann er durch ein Examen oder Prolektion jährlich 200 bis 500 Mark ersparen; um auf der Universität eine Ermäßigung zu erhalten, muß er früh seine ganze Aufmerksamkeit auf eine einzige Disziplin richten; entweder Mathematik oder klassische Sprachen, selten Deutsch und Französisch. So kommt es denn oft vor, daß ein englischer Primaner die Geheimnisse des Alterthumes genau erforscht hat, daß er aber weder einen vernünftigen Aufsatz in seiner Muttersprache zu schreiben noch über die geschichtlichen und politischen Verhältnisse seiner Heimath Auskunft zu geben vermag. In Denstone sind die Schüler zum größten Theil Söhne von Pfarrern und kleinen Geschäftsleuten; aus den zwei verschiedenen Milieus ergeben sich zwei verschiedene Klassen, die den Unterschied selbst kaum merken, weil sie zu viele gemeinsame Interessen außer den Schularbeiten haben. Wie überall in England, giebt es auch hier Schüler, die nie ein Examen machen werden. Das sind die richtigen Leute für die Kolonien und die Waldstrecken Kanadas. Auf manchen Anstalten hat man eine besondere Klasse für sie geschaffen, wo Stenographie, Buchführung und Schreibmaschine sie auf Jahre hinaus fesseln. Unterrichtsführungen kommen in Denstone kaum vor; nur Sonnabends, wenn Gänge zu Wettspielen zugereist sind, muß die erste Mannschaft wohl die Schule versäumen. Die Vorbereitung der Aufgaben wird manchmal unterbrochen; die acht Schüler, die im Sommer jede Woche zweimal gegen andere Schulen schießen, verlieren einen Theil der Arbeitszeit. Hier und da giebt's eine Chorprobe; kurz vor der großen Shakespeareaufführung zu Weihnachten auch Theaterproben. Das Kadettencorps kommt manchmal erst gegen acht Uhr oder noch später heim. Das sind aber Aus-

nahmen. Die drei oder vier besten Schüler jeder Klasse arbeiten in ihren Klassenzimmern; die Präfecten zu Zweien oder Dreien in eigenen Buden, die Uebrigen im großen Schulsaal, wo zwei Präfecten die Namen der Abwesenden notiren und dem Lehrer *du jour* übergeben. Da im Billardzimmer weiße und gelbe Zettel hängen, die anzeigen, wer ins Sanatorium aufgenommen und wer entlassen ist, läßt sich leicht feststellen, wer im großen Schulsaal fehlt.

Die Vergnügungen sind in Denstone genau so obligatorisch wie alles Andere. Wer nicht schießt, spielt Fußball, Cricket, Tennis oder Fives. Die einzelnen Schlafsäle spielen alle diese Spiele gegen einander und erhalten dafür Pokale; auch um den Schwimmpreis, den Schülerschild und den Schachpreis wird gekämpft. Zu Spaziergängen wird nicht aufgefordert, außer an Sonntagen, wo sie unvermeidlich sind; am Schwarzen Brett hängt die Landkarte, auf der sich jeder Schüler überzeugen kann, wohin und wie weit er gehen darf; die Grenzlinien (*bounds*) sind roth markirt und werden, falls eine Infektion eintritt, geändert. Die Kontrolle ist scharf; in der Kapelle notirt der Präfect *du jour* Abwesende und giebt die Liste dem Kaplan; bei Mahlzeiten sammelt der „*prefect of Hall*“ die Listen an den einzelnen Tischen und giebt sie dem Direktor; an freien Nachmittagen ist um vier Uhr Appell, bei dem zwei Präfecten, die Abwesende notiren, und der Lehrer *du jour* zugegen sind. Abends sind die Schlafsaalpräfecten in ihren Domänen für die Anwesenheit ihrer Abtheilung verantwortlich und erstatten um halb Zehn dem Lehrer Bericht. Bei diesem System kann ein Knabe sich nicht länger als zwei bis drei Stunden von der Schule entfernen, ohne daß seine Abwesenheit bemerkt wird. Und doch fehlt alle Spionage, alle Ueberwachung in der freien Zeit. Da außer dem Arzt, dem Freiseur, dem Provost, einigen Vieseranten und fremden Seams (am Samstag) Monate lang kein Mensch von außen kommt, ist man auf die Gemeinde angewiesen: und da dürfte es sich nicht empfehlen, nach vermeintlichen Delinquenten auf die Spürjagd zu gehen. Der Lehrer, ders thäte, wäre von den Schülern verachtet und würde bei seinen Kollegen keine Unterstützung finden.

Die freie Zeit ist kurz; dreimal in der Woche von 4 bis 6 und am Sonntag von 9,30 bis 11, 12 bis 1, 1,30 bis 4,15, 6,30 bis 7,30. Diese Zeit dient zum Spaziren, zur Korrespondenz, zur Unterhaltung, zu Strafaufgaben. Außer den paar Stunden und den Spielen ist von Vergnügen wenig zu haben; ab und zu ist ein Schulkonzert; der Chor, die Rabetten, die Oberprima haben einmal im Jahr ein Souper ohne alkoholische Getränke, aber mit vielen Fähigkeiten. Im Sommer ist das Schwimmen im Fluß das Hauptvergnügen; im Winter interessiert am Meisten die Shakespeareraufführung, die, wie das athletische Sportfest zu Ostern, Eltern, Freunde der Schule und frühere Schüler in Schaaren herbeizieht. Eine Schülerbibliothek mit vielen Büchern und den großen Tageszeitungen gewährt Raum für die Präfecten und ein bis zwei Klassen, die alle ihren bestimmten Tag haben. Sonntag wird abends um halb Acht im großen Schulsaal von einem Lehrer oder einem Präfecten ein amüsanter Buch vorgelesen. Es giebt zwei Debattirkubs, in denen künftige Parlamentarier sich heranbilden können, und eine Gesellschaft für Naturwissenschaft, die aber wenig hervortritt. Wenn die Schüler unbeschäftigt sind, bleiben sie in ihren Klassenzimmern, wo jeder einen eigenen Schrank für seinen Privatgebrauch hat. Manchmal werden diese Schränke revidirt, wenn ein Diebstahl vorgekommen ist; in diesem Fall bemerkt der Klassenlehrer Tabak, Cigaretten und

andere Kontrebande nicht. An freien Nachmittagen gehen einige Schüler zu den Lehrern zum Thee; die „Housemasters“ laden gewöhnlich Jungen aus ihrem Schlafsaal ein, während die anderen Lehrer mehr ihre Klassen berücksichtigen. Da an diesen Tagen der Nachmittagsstee wegfällt und der Lehrer um diese Zeit keine Bedienung zur Verfügung hat, kommt es vor, daß er zwei Knaben eine ständige Einladung gewährt, die dafür Thee machen, Eier kochen, auf- und abräumen müssen. Diese Schüler heißen in Denstone „piden“, ein dem Griechischen entlehntes Wort ohne Nebenbedeutung. So entstehen zwischen Lehrer und Schüler Beziehungen, die auf dem Kontinent kaum möglich wären, auch in den meisten Schulen Englands ungewöhnlich erscheinen würden. Drei oder vier Jahre solcher Familiarität schmälern aber den Respekt nicht, den der Lehrer am Anfang einflößte; man kennt einander gut, aber nur von der besten Seite und meist nimmt der Knabe den Eindruck mit, daß der Lehrer mehr für ihn gethan hat, uneigennütziger gehandelt, als es je wieder ein anderer Mensch thun wird. Nur in Fällen, wo ein solches Verhältniß vom Lehrer sentimental genommen wird, ist es schädlich; aber der Spott der Kollegen verhindert Auswüchse. Man erzieht einander, ohne den Individualismus ganz zu verlieren. Diese Bevorzugung einzelner Schüler scheint unbedeutend; aber der Engländer ist praktisch und fügt sich in die Verhältnisse; ich hörte nie über diesen Punkt klagen (und Das will viel sagen, denn Knaben haben immer Etwas auszusagen). Eine Art des „pido“ ist nicht angesehen: der Schüler, der sich bei einem Lehrer vollstreift und dann auf ihn schimpft. Loyalität wird eben immer verlangt.

Jeden Montag ist abends um 7,30 Versammlung der Präsektlen im Klassenzimmer A und Lehrerkonferenz in der Lehrerbibliothek. Dann bleibt ein Lehrer allein mit zweihundert Schülern im großen Schulzimmer; manchmal zehn Minuten, manchmal länger. Von der Persönlichkeit hängt es ab, welcher Grad der Ruhe herrscht.

Die Macht der Präsekten ist groß; in Denstone größer als anderswo. Das ist gut, denn die Präsekten haben mehr Einfluß auf die Schüler als die Lehrer. Der Präsekt ist das Ideal; der Lehrer der Schrecken. Wie wir sahen, leisten die Präsekten wirksame Mitharbeit in der Kontrolle; sie leisten aber noch mehr in der Erziehung. Sie dürfen Strafen; mit dem Stock prügeln. Das ist Macht und erzeugt Respekt. Der „Captain of school“ ist nächst dem Direktor die gewichtigste Persönlichkeit: er leitet die Versammlungen der Präsekten, entscheidet oft nach Gutdünken und ist der Vertrauensmann des Direktors. Ein tadelloser Ruf und das Zeug zum Sportsmann sind Grundbedingungen bei der Wahl, die der Direktor auf Vorschlag der abgehenden Präsekten vollzieht. Wie die Lehrer Assistenten des Direktors sind, so die Präsekten des „Captain of school“. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf alle Tageszeiten, wo kein Unterricht stattfindet. Sie haben das Recht, für Unordnung, Lärm in den Gängen, Zuspätkommen sorgfältig geschriebene Strafscheine zu verlangen und für Rauchen, Fluchen, schlechtes Betragen in der Kapelle bis zu sechs Schlägen mit einem Stock auf den Hintern zu geben. Schlafsaalpräsekten benutzen zu diesem Zweck oft einen Pantoffel. In allen Fällen steht der Appell an den Direktor frei; doch machen nur minderwerthige Charaktere oder redewandte Querköpfe davon Gebrauch. Die Macht der „Sixth Form“, wie die Präsekten auch genannt werden, erscheint dem Ausländer ganz unverständlich; aber sie wird fast nie mißbraucht. Diese jungen englischen Ober- und Unterprimaner haben eine gewisse Haltung und die „Senior Prefects“ sind fast genau so angesehen wie

die Lehrer. Wenn er es für nöthig hält, überschreitet der „Captain of School“ seine Kompetenzen, vielleicht mit Wissen des Direktors: in einem Fall wurden fünf- unddreißig Delinquenten wegen Immoralität von den Präsekten gerichtet und mit zwei Dugend Stockschlägen bestraft. Sonst wäre der Direktor genöthigt gewesen, etliche Schüler auszuweisen. Dr. Arnold von Rugby ist der Organisator des ganzen Systems, das jetzt an allen Schulen in verschiedenen Formen besteht, und man darf wohl behaupten, daß die Disziplin und der Ton einer englischen Anstalt da am Besten ist, wo die Präsekten am Meisten Macht besitzen.

Ähnlich wie die Präsekten, aber in anderer Weise sind die Lehrer auch außerhalb der Unterrichtsstunde reichlich beschäftigt. Bei der großen Zahl und Verschiedenheit der Examina sind Privatstunden nothwendig; sie werden, in Anbetracht des Missioncharakters der Schule, gratis ertheilt. Die meisten Lehrer theilnehmen sich an den Schulspielen. Die „Housemasters“ müssen Taschengeld austheilen, die Jungen zu den Spielen trainiren, bei Tisch Suppe ausschöpfen und das Fleisch schneiden, für Mägen und Sportartikel aller Art Vorrath ausgeben; auch geben sie die Erlaubniß, am Tag in den Schlaßaal zu gehen und abends bis zehn aufzubleiben, falls ein Anlaß vorliegt. Sie leisten unendlich viele kleine Dienste und sind in jeder Beziehung in loco parentis. Die Wahl der Housemasters erfolgt meist nach der Anciennetät, manchmal auch nach Verdienst. Knaben, die sich nicht viele Gedanken machen, mußten doch stutzen, wenn Direktor und Kaplan bei ansteckenden Krankheiten selbst miteingriffen und die Lehrer sich in der Nachtwache bei schlimmen Fällen ablösten, um die Pflegerinnen zu entlasten.

Am Schluß des Trimesters war der Geschäftsgang besonders lebhaft. Fremde Examinatoren prüften; Censuren wurden geschrieben und Noten abdict. Diese Abdiction ist langwierig und anstrengend. Statt, wie bei uns, Noten von 1 bis 6 zu geben, giebt man in England Punkte für schriftliche und mündliche Leistungen. Für ein Extemporale oder einen Aufsatz werden 20 bis 40 Punkte (marks) gegeben; diese Punkte werden am Schluß abdict und steigen mitunter bis auf 1000. Der Knabe kann in Griechisch 1700, Latein 2120, Mathematik 730, Französisch 525 haben. Der Direktor bestimmt dann die höchstmögliche Zahl der Punkte für jeden einzelnen Gegenstand und die Punkte müssen reduziert werden. Griechisch: Primus 250; Latein: Primus 250; Mathematik: Primus 200 und so weiter; die nächstfolgenden haben etwa 191, 178, 176, 169 Punkte. Diese Reduktion geschieht mit Hilfe eines verchiebbaren Ausmessers aus Holz, der die Rechenaufgabe wesentlich erleichtert. Eine weitere Schwierigkeit ist die Einreihung der „Sets“, der einzelnen Abtheilungen. Die „klassische Seite“ lernt Mathematik und neuere Sprachen nicht nach Klassen, sondern nach Abtheilungen; die „moderne Seite“ thut das Selbe für Latein und Französisch. Für einzelne (fast für alle) Gegenstände sind Preise ausgesetzt; für neuere Sprachen 100 Mark jährlich. Da giebt es viele Korrekturen, zu denen noch die Examina für Verlesungen kommen. Die Anhäufung der Arbeit und der Mangel an freier Zeit machen die langen Ferien nothwendig, zu denen die Gehälter nicht immer im richtigen Verhältniß stehen: im Ganzen ungefähr vier Monate im Jahr.

Eine Schilderung des Lebens in englischen Mittelschulen kann nie generell sein; jede Anstalt hat eigene Geseze, Formen, Traditionen. Ein deutliches Bild läßt sich am Besten durch genaue Schilderung einer einzigen Institution in deren Blüthezeit gewinnen. Diesen Zustand hatte Denstone unter Dove erreicht.

Wilhelm Bensemann.

Ara patriae.

Das bedeutungsvollste Monument, das die terza Roma zur höheren Ehre ihrer Gründung sich setzt, ist der große architektonische Aufbau um die Reiterstatue Victor Emanuels des Zweiten, der von der Piazza Venezia zum Kapitol hinaufführt. Im Jahr 1885 wurde der Grundstein gelegt und mit dem Abbruch der Häuser vor der nördlichen Seite des Kapitols begonnen, von wo aus eine direkte Linie durch den alten Corso nach der Piazza del popolo geht. Goethe würde also, wenn er heute auf der Via Flaminia durch die Porta del Popolo einzöge, nicht nur sicher sein, „Rom zu haben“, sondern auch gleich das Kapitol zu sehen; allerdings nicht das Kapitol Michelangelos, sondern das des Grafen Sacconi, des vor anderthalb Jahren gestorbenen, hochgeachteten umbriischen Architekten. Nicht nur der Abbruch eines von der übelsten plebs bevölkerten Quartiers und der Abstoß eines Theiles des Hügels selbst waren nöthig, um diese Wirkung zu erzielen, sondern auch der Palazzo Torlonia mußte fallen, der die Aussicht hemmte, und fallen wird noch der Palazetto, ein Anbau des altherwürdigsten, Oesterreich gehörenden Palazzo Venezia. Dadurch wurde jetzt schon die Piazza Venezia, das Herz Roms, wesentlich verbreitert. Der Fremde freilich, der heute dieses bauliche Chaos betrachtet, glaubt, vor den Zerstörungen eines Erdbebens zu stehen, deren zwei im vierzehnten Jahrhundert erst das antike Rom endgiltig niederlegten. Aber über dieser Trümmerstätte erhebt sich schon der ionische Portico auf tieferer Plattform, der den Hintergrund des Reiterdenkmals des re galantuomo, von dem bis jetzt nur das rohe Basament steht, abgeben wird. Die architektonische Idee Sacconis ist genial; kein zweites Denkmal der modernen Welt kann sich an dieser Konzeption messen, am Wenigsten das an der berliner Schloßfreiheit. Und Wilhelm der Erste war doch noch ein anderer Monarch als Victor Emanuel der Zweite. Welcher Staat der Welt hätte aber auch ein Kapitol dafür zur Verfügung?

Den deutschen Rom-Pilgern, die heute in ganz anderen Massen als zu Lannhauers Zeit die aeterna beglücken, springt zuerst das ungeheure Gerüst dieses Baues in die Augen. Wenn die Pilger „weiß“ sind und gewissenhaft ihren Bäderer oder Oseil-Fels studiren, pflegen sie ihrer Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, daß das neue Rom diese durch Michelangelos drei Paläste geheiligte Stätte durch einen so progigen modernen Bau in den Hintergrund drängt. Falls die Pilger „schwarz“ sind, ist ihre Indignation noch weit größer, weil die eine Seite der uraltheiligen Kirche Ara coeli, in der dem Kaiser Augustus das Christuskind erschienen sein soll, ganz durch diese Propyläen verbaut wird. Doch die Trümmerhaufen werden schwinden, das Gerüst wird niedersinken und ein Aufbau wird erscheinen, den man in absehbarer Zeit eben so bewundern wird, wie heutzutage Jeder die Spanische Treppe anstaunt, obwohl

sie nur von der Kirche Santa Trinita bekrönt wird. Um diese Frage tobt ein heftiger Kampf in der gesammten Künstlerwelt Italiens; auch in den Ministerien hat er getobt. Darüber möchte ich hier Einiges sagen.

Zunächst eine kurze Beschreibung für den Leser, der das modernste Rom nicht kennt. Von der Piazza Venezia aus wird sich eine gewaltige Treppe in mehreren Abhängen erheben, die aber wegen der vorgebauten Steinlaboratorien noch nicht in Angriff genommen werden konnte. Von dieser Treppe gehen rechts und links Rampen aus und führen auf eine große Plattform, hinter der sich in ganzer Breite ein konvergenter Mauerbogen hinzieht, als Unterbau des Basamentes der Reiterstatue. Die Ornamentirung dieses Mauerbogens mit vier Meter hohen Reliefs ist in Aussicht genommen. Um das Basament der Reiterstatue herum führen abermals Rampen über eine mittlere Plattform zur Hauptplattform hinauf. Dort erhebt sich als Abschluß das Stylobat des großen Portico, der von zwei Propyläen rechts und links flankirt ist. Die Propyläen werden von zwei Quadrigen bekrönt. Die Seiten dieses gigantischen Aufbaues fallen in geraden Wänden zur Piazza Venezia herunter. Das Material ist ein weißer, marmorartig mit schwachen Adern durchzogener Kalkstein, der bei Brescia gebrochen und Botticino genannt wird. Der Stil, den Sacconi gewählt hat, ist ein Gemisch von dorischer und römischer Architektur, das anfangs heftig bestritten wurde, jetzt aber als eine durchaus eigenartige Schöpfung, eine Art neuer Renaissance von den Italienern anerkannt wird. Man mag über die Berechtigung dieser Verschmelzung denken, wie man will: bedeutsame Wirkung ist schon jetzt nicht bestreitbar. Sacconi hat sich vor kontinuierlichen Flächenunterbrechungen, Ueberladungen und unorganischen Stilverknüpfungen, wie sie an dem neuen tiefen Justizpalast so grell hervortreten, sehr weislich gehütet. Das Innere seines Aufbaues enthält große Hallen, deren Eingangsthore rechts und links von der Reiterstatue sich öffnen und Museumszwecken dienen werden.

Auf die Ornamentirung des erwähnten Mauerbogens unter dem Basament der Reiterstatue, die am Reisten ins Auge fallen wird, ist jetzt der Kampf konzentriert, nachdem die Architektur im Wesentlichen nicht mehr in Frage gestellt wird. Sacconi hat ihn die *ara patriae* getauft. Seine Idee war, an diesem Bogen die Einheit Italiens zu verherrlichen, und zwar in Hochreliefs. Hätte Sacconi einen genau ausgearbeiteten Plan für die Bildhauer hinterlassen, so würde bei der hohen Verehrung, die man jetzt seinem Genie zollt, dieser Plan sicher ausgeführt werden. Aber Sacconi gehörte zu den Künstlern, die ihre Ideen stündlich und täglich umformen, die selbst in der Ausführung, oft zur Verzweigung ihrer Werkzeuge, noch umändern. Sein Plan stand nicht fest. Es existiren mehrere Entwürfe von ihm, einer von 1889 und einer von 1900, beide aber nur skizzenhaft. Auf den ersten stützen sich die Verwaltungorgane, auf den zweiten die Künstler. Ein Labyrinth von persönlichen Interessen kommt

dabei zum Vorschein. Das Kultusministerium hat eine größere gemischte Kommission eingesetzt; diese Kommission hat wieder drei Architekten als Direktoren des Baues bestellt, welche die Presse spöttisch die „Triumvirn“ nennt. Es sind brave Männer, die nach fünfzehnmonatiger Berathung ein Referat geliefert haben, an dem unsere deutschen Bureaukraten noch Etwas lernen könnten. Wasch mir den Budel und mach mich nicht naß: ist, ganz trivial gesagt, der Inhalt des Referates. An der Architektur wird weiter geschafft, aber noli tangere die ara patriae! Wer Das thut, verbrennt sich nicht nur die Finger. Die offiziöse Tribuna erklärte die zweite Skizze Sacconis sogar für apokryph; sie meinte böshaft: die Skizze sei im Auftrage Sacconis „bei dem dritten Niederstieg des Deutschen Kaisers gen Italien“ von dem Architekten Bogliaghi nur so hingeworfen, um „Guglielmo“ eine oberflächliche Idee zu geben. Das Ministerium und die Parlamentarier wollen, daß der Bau, an dem nun etwa dreizehn Jahre gearbeitet worden ist, bis zum Festjahr 1911 fertig sei. Die Künstlerschaft protestirt mit Recht. Ein unter D'Annunzios Führung organisirtes Komitee arbeitete mit Hochdruck gegen solche Ueberhastung. Nicht schnell, sondern schön! Verlangt wird ein freier Wettbewerb sämtlicher italienischen Bildhauer. Das Ministerium, Kommission und Direktion hatten im Stillen die Hauptarbeiten, die auch finanziell recht ansehnlich ins Gewicht fallen, unter sich vertheilt. Den Löwenantheil: die Hochreliefs an der ara patriae, die acht Hauptfiguren am Stylobat sollten die Gänzflinge erhalten, für den untergeordneten Theil, nämlich die Figuren, welche die italischen Regionen symbolisiren und an der Attika des Portiko angebracht sind, die also wegen ihrer Höhe nur dekorativ wirken können, ward eine Konkurrenz ausgeschrieben und die besten Arbeiten wurden prämiirt. Es waren die Ueberteste, die den Kleinen hingeworfen wurden.

Welcher Art sollen aber die figürlichen Darstellungen sein, die an die ara patriae zu setzen sind? Sacconi hatte mit seinem weiten, echt künstlerischen, idealistischen Blicke vorausgesehen, daß an diesen Figuren, welche die Einheit Italiens verkörpern sollten, gerade der Zwiespalt in der häßlichsten Form ausbrechen würde, daß nicht nur die Freiheitshelden selbst, sondern auch deren Söhne, Enkel und Genossen darauf abgebildet sein wollten, falls sie nur im Parlament ordentlich den Mund aufgerissen hätten. Auch das Kostüm hatte er natürlich vorausgesehen, in dem alle diese Herren erscheinen würden: den Gehrock, wie er jetzt auf dem von Frankreich gestifteten Denkmal Victor Hugos gar grausam zu sehen ist (und noch dazu Hugo mit der antiken Leier in der Hand und einen Löwen um die Beine gewickelt). Sacconi hatte ohne Zweifel auch den Cylindrer und Grad schon in der Ferne erschaut, in denen diese „ehelichen“ Politiker und fürchterlichen Veristen sich und ihre Väter getreu sehen wollten; er bebte wohl vor einer karnevalistischen Maskerade. Er hatte deshalb schon 1889 eine Skizze gemacht, auf der nur die Bretsche bei der Porta Pia (Einnahme

Roms) und das Plebiszit zu erblicken waten. Bei weiterem Fortschreiten seiner Arbeit verwarf er aber diesen Plan als zu eng begrenzt. Er beschloß nun, die Persönlichkeiten abzubilden, die seit dem Rinascimento bis in die Tage Victor Emanuels des Zweiten für die Einheit Italiens gewirkt haben. Er wandte sich deshalb an die hervorragenden Gelehrten Bovio, Gnoli und Villari, um ihre Meinung über diejenigen grophistorischen Erscheinungen zu hören, die wirklich verdienten, darauf abgebildet zu werden; er schlug also den ganz richtigen Weg ein. Gnoli und Villari ließen ihn im Stich, wahrscheinlich, weil sie die herrschenden Parlamentarier nicht vor den Kopf stoßen wollten. Bovio dagegen ging auf Sacconis Vorschlag ein. Man entstand über diese Personenfrage ein fürchtbares Geschrei. Jeder war anderer Ansicht; Alle, die sich, ihre Verwandten und Freunde zurückgesetzt fühlten, bekämpften die Auswahl. Es hagelte Sophismen, die ja jedem Italiener so geläufig sind. Man behauptete, es sei unwürdig, wenn man Dante unter die Hufe von Victor Emanuels Gaul setze. Solche Angriffe verbitterten in den letzten Jahren den kranken Sacconi tief. Denn man warf ihm vor, daß hier eine uneträgliche Ueberhebung des führenden Architekten walte, die die Bildhauer in ihren Rechten schmälere. Wer aber die Baugeschichte Roms kennt, wer Alles in Betracht zieht, was heute noch von antiken Bauten in Rom steht, kann behaupten, daß bei den Römern die Architektur immer in erster Linie stand (auch in der Renaissancezeit) und daß Bildhauer und Maler nur deren Begleiter waren. Dieses Prinzip entsprach der Größe der antiken Staatsidee, die sich nur in der Formung gewaltiger Massen ausdrücken konnte. Da von der simplen Reiterstatue für Victor Emanuel abgegangen und der große Plan Sacconis angenommen war, mußte der Architekt auch bis zur Vollendung der Alleinbestimmende bleiben. Auf der Schloßfreiheit in Berlin sieht man nur eine unglückliche Ehe beider Künste. . .

Der Entwurf des Bildhauers Chiaradia ward gekrönt und ihm die Ausführung übertragen. Chiaradia gerieth mit seiner Arbeit in die Zeit, wo der Monumentalbau aus Mangel an Staatsmitteln stockte, und starb, tiefvergrämt sowohl über die fortwährende Verzögerung als über die heftigen Angriffe, die er erlitt, bevor er noch sein Werk vollendet hatte. Die Figur des Königs, die er gebildet, das Pferd, das er für ihn schuf, waren und mußten der klassizirenden Idee Sacconis zuwider sein, weil Chiaradia den König und sein Pferd veristisch schuf. Konnte er aber wohl anders? Jedem ist die charakteristische Gestalt des re galantuomo bekannt, seine gedrungene Figur, sein massiges Gesicht, sein an eine Karikatur grenzender und auch oft genug karikirtter Bart, dazu seine unklassische Uniform, die weiten Bumphosen, die an Vegas' Bismarckdenkmal so unschön wirken. Konnte aber der Bildhauer davon abgehen? Noch dazu in einer Zeit, wo der Verismus in Italien mindestens so blühte wie in Berlin W.? Unmöglich nach der damaligen Kunst-

anschauung. Sacconis antikisirender Architektur entspräche auch ein antikisiren-
des Denkmal, vielleicht eine Art Marc Aurel, jedenfalls ein Werk, das sich
dem feinen anpaßt. War Das nun zu erzwingen? Unmöglich. Das Gesicht,
die Gestalt des re galantuomo wären in römischer Gewandung lächerlich.
Sacconis Genie hätte vielleicht einen Ausweg gefunden, wenn vorher das
Werk Chiaradias von ihm weggeschafft worden wäre. Nun, da er tot ist,
tritt dies von ihm zurückgeschobene Werk wieder in den Vordergrund und
findet warme Beschützer in den Sphären, die entweder selbst an einer ve-
ristischen Darstellung an der ara patrias interessiert sind oder die der ganzen
Frage eine schleunige bürokratische Erledigung bereiten wollen. Ob die ideale
Forderung, die hervorragende Männer in der Oeffentlichkeit vertreten, oder
der künstlerisch und finanziell interessirte Truist folgen wird: chi lo sa?

Rom.

Dr. Julius von Werther.



Brief des Liebenden.

Seitdem Du in der Ferne bist, mein Lieb,
Hab' unsrer Liebe ich viel nachgedenkt
Und frag' mich stündlich, ob ich Dich gewonnen,
Ob nicht Dein Herz mir fremd und zaghaft blieb.

Wie unterm Mond das Meer aufschäumt und gährt,
Bäumt' auf das Blut mir unter Deinen Blicken.
Nie litt ich tiefres Glück. Und mich umstricken
Noch jene Stunden, die Dich mir gewährt.

Bis heute schweifste meine Sehnsucht bald
Der Heimath zu, dem Süden bald, den Sternen.
Nun weilt sie stets bei Dir, bei Dir, der Fernen.
Schlafwandelnd folgt sie Dir, mit Traumgewalt.

Nie litt ich tiefre Qual! Auf Deiner Fahrt
Mußt Du es manchesmal erbebend fühlen,
Wie Zweifel und Verlangen in mir wählen.
Komm, Komm! Denn Liebe will nur Gegenwart.

Wien.

Camill Hoffmann.



Delacroix.*)

Wie ein Stück von Goethe in den meisten Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts fortlebt, so kann man Delacroix den Geist nennen, der allen großen Künstlern unserer Zeit ein Theilchen abgab. Vielleicht würde man sogar diese Repräsentantenrolle dem Maler noch in einem weiteren kosmopolitischen Umfang zuerkennen, wenn die Verbreitung von Kunstwerken nicht an engere Grenzen gebunden wäre als das Wort des Dichters und wenn nicht gerade Delacroix vom Ausland mit beispielloser Willkür vernachlässigt würde. Jenseits vom Kanal ist, dank seinen Beziehungen zu den englischen Koloristen der Zeit, sein Name bekannt. Bei Wallace und in der Jonides-Kollektion hängen ein paar gute Bilder. Kleinigkeiten sind im Privatbesitz. Mit seiner Kunst beschäftigen sich in England so wenige Künstler, Laien und Gelehrte wie in allen anderen Ländern. Kein Franzose war bei uns in der Periode der Schwärmerie für Paris und Belgien, in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren, so wenig geschätzt. Delaroche, Horace Vernet, Cogniet und mancher Andere herrschten in den Akademischen Ausstellungen Berlins, in der Gesellschaft und bei den Künstlern; und nur sehr selten verirrte sich mal ein Bild des Meisters in unsere Breiten. Die jungen Deutschen zogen in Schaaren zu Couture und Gleyse und lernten von den miserablen Follies des großen Künstlers. Und heute? Heute ist man mit Gauguin und Van Gogh intim, besigt Signac und Croix, diskutirt die Jüngsten und kennt nicht Delacroix, den Einen, ohne den alle Anderen nicht nur historisch nicht möglich wären, sondern im Geiste der Empfänger logisch nicht möglich sind. Man kann mir nicht einreden, etwas Wesentliches von Eugène zu verstehen, wenn Delacroix unverständlich bleibt. Den Landsleuten des Künstlers ging es nicht viel anders, auch nachdem er endlich berühmt geworden war. Sie entnahmen ihm, was Guérin oder Delaroche geben konnten: Pathos und Legende; schwärmten für das Dämonische des Schöpfers, ohne seine Bilder zu betrachten. Vielleicht hatten die mißtrauischen Naturalisten, die nachher kamen und kalt blieben, Recht; mehr, als sie ahnten. Vielleicht schlug das Herz, dessen überhitzte Pulse die Romantiker herauschten, in einem kalten Menschen. Und vielleicht lag gerade darin seine Größe. Sicher erfaßte er gewaltige Legenden. Aber seinem Geiste konnte nicht mehr einfallen, als der Hand zu formen gelang. Seine Darstellungen der Medea drängen die Gestalt der Antike in den Hintergrund. Seine religiösen Legenden füllen erschlafte Vorstellungen mit neuem Blut. Manchen Dichtungen hat er plastischere Formen verliehen, als die Dichter ihnen zu geben vermochten. Macht ihn Das zum „Knecht der Literatur“, wie noch vor Kurzem gesagt wurde? Was er Dichtern nahm, hat er Dichtern mit Zinsen wiedergegeben. Man erzählt, daß er sich beim Malen der „Dantebarke“ die „Göttliche Komödie“ vorlesen ließ, mit harter Betonung des Rhythmus. Und diese Episode, die gleichgiltig wäre, wenn das Bild mißlang, vermindert nicht den Schauer des Mysteriums, wenn uns im Lombre der Rhythmus des herrlichen Werkes umfängt. Vielleicht sind die Dichter seiner Zeit schuld an dem Mißverständniß. Ihnen war er nichts als literarische Suggestion. Er hat sich darüber keinen Illusionen hingeeben und sprach über

*) Druckstücke aus der Vorrede, die Herr Meier-Graefe für den Katalog der in Cassiners Kunsthalle eröffneten Delacroix-Ausstellung geschrieben hat.

George Sand sehr viel kühler als sie über ihn. Mehr zog ihn Madame de Staël an, vielleicht gerade in Folge des Reaktionsären ihrer Anschauung im Vergleich zu dem Liberalismus der Geliebten Mussets. So wie er im Verkehr einen Baudelaire, trotzdem Der ihn von allen Porten am Besten begriffen hat, mit der ihm eigenen ausgefuchten Höflichkeit behandelte und viel intimer mit dem Maler-Philosophen Chenavard, dem Schüler seines Erbfeindes Ingres, umging. Er suchte im Leben und in der Kunst, was ihn selbst ergänzte, hatte die natürliche Abneigung vornehmer Naturen gegen das Untergeordnete aller Gefühlschwelgerei und fühlte sich nicht als „Fleur du Mal“. Eben so verhielt er sich zur Musik. Jede Beziehung eines Künstlers seiner Zeit zu einer anderen Muse ist den Heutigen verdächtig. Nicht ganz mit Unrecht. Und Delacroix liebte alle Künste. Aber nicht als Romantiker. Seine Neigungen sind charakteristisch. Er zog, obwohl mit Chopin befreundet, Mozart allen Anderen, selbst Beethoven vor, verabscheute die modernen französischen Komponisten und war der erste sachliche Beurtheiler Wagners. Er liebte die Musik nicht als die reinste Sinnlichkeit, sondern als das Medium reinsten Abstraktionen. Liebte alles Schöne und verschloß sich unerbittlich vor jeder trüben Empfindung. Liebte auch (bedenkliches Indizium) die Menschen, als Jüngling sogar überschwänglich. Die Briefe an seine Freunde, in Burty's Sammlung, sind sprechende Dokumente. Man liest sie mit einem Gefühl, das entfernt dem Eindruck bei der Betrachtung der Bilder gleicht. Nicht, weil sie das selbe Temperament verrathen, sondern, weil die Worte sich, wie die Farben der Bilder, organisch dem Impuls des Schreibers unterordnen.

Er war empfindlich wie eine Nymose, sogar fränklisch und verhehlte also nicht das bedenklichste Argument für die Romantiker-Diagnose. Aber was ihn auftrieb und zu dem Kranken Menschen machte, der ein Drittel seiner Zeit damit verbrachte, sich für den Rest existenzfähig zu erhalten, war jaht das Gegenheil des ungesunden Rausches überspannter Phantasie, war der Kampf des Arbeiters gegen das Unbewußte des Genies, die Energie gegen die Leichtigkeit seines Schaffens, der Trieb kühler Spekulation, wie man das Erlangte stetig zu bessern vermöchte.

Wohl gehört er der Zeit und gewissen Symptomen nach zu der Romantik, zur französischen fast so wie Michelangelo zur Renaissance. Aber diese Etiquette sagt nichts vom Kern seines Lebens. Was er dem bald ermatteten Fluge seiner Zeit gab und das Stütz, das er selbst dem Impuls seiner Epoche verdankte, verschwindet in seiner Geschichte. Die Essenz der Romantik kräufelt nur noch mit mildem Hauch unsere abgehärtete Seele. Der Befreiungsschrei klingt uns Befreiten nicht mehr; wir haben nicht mehr um ihre Ziele zu kämpfen und die Lorbern für vergangene Verdienste vergehen wie vergossener Wein . . .

Die Abneigung des Germanen gegen Delacroix ist eine Folge seines größten Stolzes, des Sieges über die Romantik. Unsere Väter warfen die Sentimentalität unserer Großväter über Bord und thaten recht daran. Aber man warf manches Andere aus Versehen noch hinterdrein. Der Radikalismus der Aktion ist verdächtig. Er hinderte nicht die Pose, im scharlachrothen Kleid Bödlins wiederkommen oder sich die farbige Maske Watts' umzubinden. Deutsche und Engländer haben unter den hundert Pinselträgern kaum einen Romantiker gehabt, der außer dem Zeichen seiner Zugehörigkeit auch noch Genie besaß. Die Erinnerung an ihre trüben Stunden warnt sie vor Delacroix, in dessen Pose sie seine Kunst zu sehen glauben. Gerade

so gut könnte ein Gesundheitapostel Velazquez ablehnen weil seine Prinzessinnen eine verrückte Mode tragen, oder der gefinnungstüchtige Realist einen Rembrandt, weil er Legenden schuf. Man projizirt den eigenen unwandelbaren Persönlichkeitsbegriff auf einen über jedes Glück hinausragenden Menschen, erkennt die heroischen Umriffe der Gestalt so wenig, daß man ihm am Liebsten die Persönlichkeit abschreiben möchte, weil er eben so wenig die Jugendfrömmigkeit des Menschen zu seiner Zeit wie die Herkunft des Malers verleugnet.

Delacroix nahm, was er nehmen mußte. Nicht allein, um Delacroix zu werden; das Genie des Debutanten in der „Dantebarre“ reichte für einen klangvollen Namen, auch wenn es auf der selben Stelle blieb. Die Erfindung stellt die Originalität außer jeden Zweifel und läßt die Mitwirkung anderer Meister der selben oder der vergangenen Zeit wie ganz unwesentliche Hilfen erscheinen, nicht entscheidender, als was wir in einem Tizian oder in einem Michelangelo von übernommenen Werthen spüren. Kein Masens, an den man zuerst denken wies, hat je dieses Monumentale beßeren, das Klassische der drei wundervollen Körper im Wasser, die den Kahn mit der gewaltigen Gruppe tragen. Giltigen Anspruch auf das Bild kann nur Dante erheben; und die That des Malers stellt den Künstler auf keine niedrigere Stufe. Ein halbes Jahrhundert später hat sich der größte Bildhauer unserer Tage den Gessus des Dantebildes angeeignet. Warum hätte Delacroix selbst, dem binnen wenigen Wochen solcher Hauber gelang, nicht hundert ähnliche Motive erfinden können? Er wollte mehr. In der Leichtigkeit, sich dramatisch zu äußern, war er Romantiker. Aber wenn sein Einfalt den Raum im Fluge durchmessen hatte, kam ein scharf analysirender Geist hinterher und kontrollirte mit eisernem Fleiß den Weg, den die bliggleiche Erfindung in ein neues Gebiet geschlagen hatte. Der Weg wurde ihm mit den Jahren immer wichtiger als die Kühnheit des Fluges. Der Kampf seines Lebens hat sich um viele Preise gedreht, besonders um die Erfindung einer vollendeten Malersystematik, geeignet, die Fülle seiner Impulse vollkommen auszulösen. Neben dem Werth dieses Planes und der Art, wie er durchgeführt wurde, tritt jedes andere für oder gegen den Meister sprechende Argument zurück. Selbst die historische Bedeutung der für die moderne Kunst entscheidenden Resultate.

Dem Anfänger war kaum ein Zeitgenosse förderlicher als Géricault, ein Vorläufer, der, wie so manche andere seit den Zeiten Rafaccios, die Kühnheit seines Hellschertums mit frühem Tod bezahlte. Was er dem Freunde gab, ist eine Witgift der ganzen Epoche der modernen Malerei Frankreichs geworden, die in Delacroix ihren Meister verehrt. Das Medusenfloß war die mächtige Wiege des Malers der Dantebarre.

Was Géricault schmerzlich vermisse, fiel Delacroix mit seinem ersten Werk, das die Oeffentlichkeit erblickte, mühelos in den Schoß: ein beispielloser Erfolg. Der Bierundzwanzigjährige war sofort berühmt. Die Kritik mit Thiers an der Spitze lobte fast einstimmig und, Seltenheit ohnegleichen, selbst die beiden Lehrer, Guérin und Gros, stimmten in den Chorus ein. Er hatte mit der Dantebarre wie mit einer Wünschelruthe den Theil Frankreichs berührt, aus dem der Enthusiasmus quillen mußte: die lateinischen Rasseninstinct. Das Bild machte Empfindungen frei, die seit undenklichen Zeiten keinem Werk mehr gegönnt gewesen waren. Es stellte plötzlich zwischen Volk und Kunst einen Kontakt her, den David und Gros nur mit Aktualitäten erreicht hatten, der ohne Kompromisse unerreichbar erschienen

war, und wirkte, noch bevor es allgemein bekannt wurde, mit der Suggestion dieses latenten Kontaktes. Noch heute ist das Genetische des Werkes, die warme Wallung eines großen Menschen, der zum ersten Mal in die Welt tritt, unübersteiglich. Die Form bietet sich so einzig in ihrer stolzen Geschlossenheit dar, daß die Analyse keinen Angelpunkt zur Theilung findet. Dadurch übertrifft diese Barke die andere, die ihr voranging. Géricaults Werk war nicht weniger kräftig, aber ließ die Anstrengung sehen, war nicht im gleichen Zug als unheilbare Masse erfunden. Die Absicht verstimmt. Obwohl der Einfluß des Älteren auf den Jüngeren feststeht, ist man versucht, Delacroixs Bild für das Original zu halten und neben ihm dem „Reduensfloß“ die Spur von akademischer Pose anzurechnen, die ohne den Vergleich kaum bemerkt wird.

Das Einzige, was ein Zeitgenosse der Dantebarre vorwerfen konnte, war (ein Paradoxon): die Vollkommenheit des Werkes. Man mußte sich unwillkürlich mit Besorgniß die Laufbahn eines Menschen vorstellen, der mit seinem Debut solche Ansprüche stülte. Würde er die künftigen erfüllen, die sein Sieg entstehen ließ? Delacroix selbst war sich Dessen kaum unbewußt. In dem Briefe vom fünfzehnten April 1821 an seinen geliebten Freund Soulier spricht er von dem „Coup de fortune“, den er mit dem seiden vollendeten Bilde magt. Er hatte es in wenig mehr als zwei Monaten heruntergemalt. An dem zweiten Salonbild arbeitet er mit äußerster Anstrengung zwei ganze Jahre. Der Erfolg blieb ihm treu. Auch das „Massacre de Chios“ wurde sofort vom Staat angekauft. Aber der Enthusiasmus hatte sich schon um einige Grade abgekühlt. Das Bild rührte den Betrachter in ganz anderer Weise als die Dantebarre. Wieder mit einem Appell an die Masse, diesmal aber aus dem engen Kreis der Zeitgeschichte entnommen. Dem Maler kam die Erinnerung an die Gräueltaten der Türken gegen die Griechen zu Gut. Das Bild wurde als Illustration genommen. Von diesem Prestige eines glänzenden Illustrators ist er seitdem bei seinen französischen Zeitgenossen kaum wieder losgekommen. Die Wenigen, die das Massacre lediglich auf den Kunstwerth untersuchten, waren mehr als bedenklich. Die Klassizisten schrien Feuer und Baron Gros nannte das Bild „Le massacre de la peinture“. Gerade Gros hätte eigentlich auf dieses Werk seines Schülers stolz sein müssen. Es zeigt, wie kaum ein anderes, was sein Autor dem Verherrlicher Napoleons verdankte. Es ist die Atmosphäre der Pestkranken von Jaffa und die Geste der berühmten Schlachtenbilder, eine Mischung der beiden Tendenzen, die Géricaults Erstlingwerke und die Details des Reduensfloßes mit Gros verbinden. Aber diese Bestandtheile sind Mittel, mit denen Delacroix eine vollkommen neue Absicht verwirklicht. Er idealisirte den Vorgang nicht mit der Geste, sondern mit der Materie. Man kann in der wundervollen Gruppe des Reiters mit der ans Pferd gefesselten halbnaekten Frau und in dem wunderbaren Stück, dem Kadaver der Mutter mit dem Kind an der Brust, die Schönheit der Dantebarre wiederfinden, ohne sich zu verhehlen, daß hier zu Fragmenten wird, was in dem Werk des Debuts gerade mit dem Gegentheil, einer vollkommenen Geschlossenheit, wirkte. Bezieht man beide Bilder auf die Art von Schönheit, die wir in der Dantebarre bewundern, so ist das zweite mißlungen. „Scènes des Massacre de Chios“ war der offizielle Titel Delacroixs; und man möchte fast glauben, daß er mit dieser Präzisierung von vorn herein einen berechtigten Vorwurf abschwächen wollte. Es sind in der That ziemlich willkürlich in die riesige

Fläche gestellte Szenen, nicht eine einzige wie der Rahn mit den Dichtern. Gros hatte nicht Unrecht mit seinem zornigen Spott. Das Bild sieht wirklich wie ein Massacre der Malerei aus. Es ist ein Haufe von Trümmern, ein Golgatha der alten, bis dahin in Frankreich geübten Komposition. Aber aus diesen Ruinen blüht neues Leben. Man findet in der Dantebarke nicht eine Handbreite von dem zukünftigen Fleisch, das sich im „Massacre“ auf dem Boden windet. Niemand wird es entleeren. Der Dunst des höllischen Sees umhüllt die Gestalten der Dichter. Wir brauchen das Fleisch nicht zu sehen; es wäre sogar zu viel, würde uns die Stimmung verderben. Aber stellen wir uns mit dieser Malerei einen anderen Gegenstand vor, der nicht mit gleicher Nothwendigkeit für die mythische Hülle paßt, und suchen wir andere Vorgänge, die einer im Wesentlichen auf Zeichnung gestützten Komposition einen gleichen „Coop de fortune“ bieten wie dieses Wasser mit dem doppelten Bau nackter und bekleideter Körper. Darauf rechnen: Das hätte für Delacroix die Abhängigkeit vom Zufall bedeutet; und der Zufall konnte ihn nur um so leichter begünstigen, je mehr er sich in die Sklaverei einer Gruppe von Notionen ergab. Dafür war er nicht der Mann. Er lebte im neunzehnten Jahrhundert, entleert von allen Möglichkeiten, die eine Komposition im Sinne der Alten gäbten. Dafür war er zu reich an Keimen neuer Gebilde. So entstand das „Massacre“; und mußte entstehen. Ein Temperament, das den Kadaver der Frau mit dem Kinde, den tragischen Gegensatz zwischen Leben und Tod, ohne Benutzung aller Symbole, mit stärkster Dramatik darzustellen vermochte, mußte eine Form zerbrechen, die ihn an eine einseitige Komposition band. Zerbrechen, um sie umzubilden und zu einer neuen zusammenzufügen. Kein Genie hat es je anders gemacht. Der Prozeß ist bei allen die selbe Anwendung der römischen Regel: Divide et impera. Delacroix theilte die Komposition, um in der Einzelheit forzuschreiten. Das Verfahren motivirt, aber entschuldigt nicht die Schwächen des „Massacre“. Man muß sich das Gemälde ungefähr in der Mitte durch eine Vertikale geschnitten denken; dann erhält man rechts ein Hochformat von einzigem Reichthum. Es ist der neue Delacroix. Die linke Hälfte enthält den abhängigen Delacroix, die Reste von Gros und Gérard. Das schönste Stück, die tote Frau mit dem Kinde, war später im Salon als Fragment ausgestellt; und schon diese Detailirung verrieth das Prinzip der zukünftigen Entwicklung. Die Macht der Geste des Dantebildes hat sich auf das ganze Fleisch vertheilt und dadurch an Kraft vervielfacht. Schon meint man, das Bildiren des Lebens zu spüren, das der „Medea“ die unbegreifliche Schönheit giebt.

Daß die beiden von mir improvisirten Hälften des Gemäldes nicht thatsächlich auseinanderfallen, verdankt das „Massacre“ seiner Koloristik. In der trocknen Art des „Rebusenstoffes“ oder in der dieser ähnlichen Technik der Dantebarke gemalt, würde das Diffuse der Gruppen das Werk umbringen. Das muß Delacroix's Urtheil gewesen sein, als er das Bild in den Louvre (den „Salon“ seiner Zeit) brachte und dort den „Hay-Wain“ Constables erblickte. Wie Billot, ein Augenzeuge, berichtet, erbat und erhielt er die Erlaubniß, das Bild wieder von der Wand zu nehmen, und übermalte binnen vier Tagen die ganze Fläche.

Der Fall entscheidet über Delacroix's Zukunft und über die Zukunft der modernen Malerei. Er zeigt in der Form einer nahezu romanhaften Episode die ganz improvisirte, lediglich auf persönliche Schicksale gestellte Tendenz zu Beginn der neuen Entwicklung. Delacroix hat Constable nie persönlich kennen gelernt.

Beider Werke und Beider Persönlichkeiten waren so verschieden wie möglich; Constable reinster Engländer, der Repräsentant der edelsten Eigenschaften seines Volkes, der Liebe zur freien Natur, zum Landleben, ohne eine Spur von Klassizismus und aller Romantik bar; Delacroix reinster Franzose, tief durchdrungen von allen geistigen Inpirationen seines Volkes, durchaus Lateiner, ein Temperament, wie es nur seine Klasse hervorbringt. Und über alle Unterschiede siegte die Erkenntniß eines lichten Menschen, des Romantikers, zu einer Gruppe von Menschen gehörend, der man nur ungern rein intellektuelle Entscheidungen zutraut. Delacroix sah durch die scheinbare Harmlosigkeit des ländlichen Künstlers hindurch, ließ sich nicht von den nichtsagenden Bauern und Pferden, von der einfachen Szenerie der Landschaften Constables abschrecken, sondern erkannte ein System, das, so einfach die gegenwärtigen Exempel waren, die Fähigkeit besaß, die ganze Historienmalerei großen Formates, wie sie in Frankreich geübt wurde, durch handgroße Bildchen zu übertreffen. Er sah den Theilungsmodus des Engländer, die Möglichkeit einer Belebung und gleichzeitig eines Schmuckes der Leinwand, an die keine Komposition, und wäre sie aus der Summe aller der Linie dienenden Meister gewonnen, heranreichte. Nur so konnte man Farbe geben, indem man nicht die plastische Form bedeckte, sondern öffnete, statt des Aufstreichs ein in sich wirksames Rey von Flecken erfand, nur so ließen sich Atmosphäre und Licht ohne Schwächung der Palette erreichen. Wenn Anderen Constable materiel und beschränkt erschien, sah Delacroix in ihm gerade das Gegentheil, den Bringer einer neuen, inbrünstig ersehnten Idealisierung. Sie war nichts Anderes als die unbegrenzte Steigerung der Erscheinung über die Natur hinaus mit den in der Natur begründeten gesetzmäßigen Wirkungen. Ihn, dem der Geist Alles war, mußte die Neuerung wie ein unentbehrlicher Zuwachs zu seinen eigenen Fähigkeiten erscheinen.

Van Gogh nennt zwei Menschen, die Christus gemalt haben: Rembrandt und Delacroix. Man muß nicht nur von der Kunst so hohe Vorstellungen haben, sondern auch so tief religiös fühlen können wie dieser letzte Schüler des Meisters, um die ganze Wahrheit seiner Behauptung zu fassen. Die Gott-Darstellung Delacroixs ist, obwohl aus ganz anderen Quellen stammend, die einzige Folge der Rembrandts, die bis dahin die einzige glaubhafte war, weil auch hier eine Atmosphäre gelingt, in der heilige Legenden existiren können.

Das Vermögen, nicht ein Stück, sondern die Welt in einem Strahlenkranz von Farben zu konzipiren, ist Delacroixs Genie. Diese kosmische Konzeption scheidet Delacroix eben so von seinen französischen wie von seinen englischen Zeitgenossen. Mit Constable behält er nur peripherische Beziehungen; mit Géricault hat er bald nichts mehr gemein. Dagegen näherte er sich all den Meistern, von denen er eine Bereicherung der Gabe Constables erhoffte. Eine Kunst, die mit Farben sprechen wollte, konnte nur durch eine Synthese aller bis dahin erlangten Resultate der Koloristik zu Stande kommen. Man sieht in seinem „Journal“, wie er nach und nach immer weitere Kreise der Erkenntniß umfaßt. Seine Bilder zeigen das Selbe. Ein Meister sieht hier und dort immer im Mittelpunkt der Handlung: Rubens.

Schon David hatte, wenn ein Bildniß vor ihm auf der Staffelei stand, verstanden nach dem Blauen gesehen. Für Gros und Géricault war er der Schild gegen den Klassizismus gewesen. Aber dafür genügte schon das erlösende Temperament des Vorbildes. Niemand außer Constable hatte seit dem achtzehnten Jahrhundert

die Palette des Rubens gesucht; und auch dem achtzehnten Jahrhundert war schließlich nur ein summarischer Begriff von Rubens zugänglich geworden. Delacroix sah in dem Meister das Fundament einer neuen Entwicklung. Rubens hatte nicht Alles, aber die Hauptsache, die der Zeit am Meisten noththat: gesundes Fleisch. Und noch ein Zweites: er zeigte die Möglichkeit einer Malerei mit schnellem Tempo. Vielleicht war diese Aussicht noch wichtiger als die Palette. Der Vorgänger der Impressionisten brauchte eine rapide Malerei, um nichts von seiner Empfindung zu verlieren. Er sagte einst zu einem jungen Maler: „Wenn Sie nicht einen Menschen, der sich aus dem Fenster stürzt, in der Zeit, bis er vom dritten Stock auf den Boden ankommt, zeichnen können, werden Sie nie große Bilder fertig bringen“. Beschleunigung hatte aber auch das achtzehnte Jahrhundert von Rubens gelernt und die Eile hatte nur gebietet, um die Nachfolger Bouchers noch schneller der Dekoration auszuliefern. Fragonards Panneau von Grassi (bei Pierpont Morgan) bekräftigen, wie fertig diese Malerei war. Sie war zu dünn geworden. Von diesem Rubens-Kult blieb Delacroix frei. Selbst Watteau wurde ihm erst in reiferen Jahren vertraut und der Name Fragonards kam nicht über seine Lippen. Er liebte Rubens mit einem Herzen, in dem Poussin den zweiten Platz besaß. Nur im Anfang riß ihn zuweilen der glühende Enthusiasmus so fort, daß er in Rubens untertauchte. Am Tiefsten in „La Mort de Sardanapale“. Delacroix nannte das Bild, bevor es fertig war, ein zweites „Massacre“, nachher sein „Waterloo“. Das wurde es für ihn. Selbst die Freunde verstummten. Die Fehler des „Massacre“ waren unzählbar. Statt der Leere eine Ueberfülle, aber um eben so viel größer die Unordnung; der Schlaf eines Erwachenden, in dem sich die Reste der Traumbilder mit Realitäten vermischen; ein asiatischer Teppich eher als ein Historienbild; und als Teppich wiederum viel zu fleischlich, von einem Sensualismus, wie ihn eben nur Rubens besaß. Wie stolz sind verunglückte Bilder großer Meister! Man muß sich halten, nicht zu sagen: wie schön! Die Entschuldigung des mißlungenen Ensembles mit der Wirkung der Details kommt dabei nicht in Betracht; sonst gehörte das Bild zu den schönsten, denn die Fragmente, die, wie beim „Massacre“, gesondert existiren, sind Meisterwerke und wie hat Delacroix wieder ein Fleisch gemalt wie, im Gemälde selbst, den Rücken der über das Polster gelächten Favoritin, eine so stolze Krabbe wie die nackte Sklavin am Fuß. Den kalten Magier, der in zweitausend anderen Bildern nie das Maß verlor, packte dies eine Mal die Wollust des Uebermenschen und riß ihn zum Unmöglichen fort. Hier mag er wirklich einmal Romantiker gewesen sein; aber nicht auf Kosten der Dichtung. Byron treibt die Phantastik nicht annähernd so weit und die Unausführbarkeit seines Dramas beruht nicht auf gleichem Fehl. Auf seinem Schritterhaufen zum Schluß thront nur der König, neben ihm die verzückte Myrtha. Delacroix macht einen Weltbrand daraus, als würden alle Juwelen der Erde gepöfert, und dazu Männer, Weiber, Thiere im Anhauf um den hohen Bühl. Sogar ein Roß wiehert mit in den Zaumel hinein. Es wäre vollkommener Wahnsinn, wenn nicht in Alledem eine unrealistete Formenmöglichkeit steckte, vollkommen realisiert in Chéramps winziger Skizze des Ganzen. In ihr steckt der gelungene Teppich, den nachher der Maler verschmähte.

Den Widerstand des Koloristen gegen Rubens fand Delacroix in den Lehrmeistern des Blamen. 1832 ging er nach Marokko. Die Reise war eine Fahrt über Italien hinaus. Die Leute in Tanger wirkten auf ihn wie wahre „personnages

consulaires" des alten Rom. Nach den Wüsten, die der Reise folgten, scheint er in dem entlegenen Requinez, dem Endpunkt der Expedition, der er durch die Güte des französischen Gesandten zugetheilt war, nicht standalirende Wilde, sondern Tizian, Veronese, Tintoretto gefunden zu haben. Der afrikanische Himmel war das denkbar günstigste Versuchsobjekt, um hinter das Physiologische der Venetianer zu kommen. Delacroix erkannte hier die Nothwendigkeit, die Gesetze der Optik für die Konfektion der Palette zu verwenden, die Chevreul wissenschaftlich beschäftigt sollte; die entscheidende Fortsetzung Constables, die wesentliche Ergänzung der Koloristik des späteren Turner. Er war nicht der Mensch, Erfahrungen ungenützt zu lassen, am Wenigsten so elementare Erfahrungen, die seiner ganzen Geistesart entsprachen. Der Mensch, dem nichts so verhasst war wie der Zufall, der in der Struktur des Bildes die „infernale commodité de la brosse" über Alles fürchtete und schon damals in der von seiner Erkenntniß geleiteten Geschicklichkeit der Hand das größte Hinderniß des möglichen Fortschrittes sah (hätte er geahnt, was diese „manie universelle" uns in den Zeiten der Besnard und Whistler bescheren würde!), ihm mußte diese Farbenlehre, so weit er sie erkannte, zur Nothwendigkeit werden. Nicht, weil er sie brauchte: gerade, weil er sie nicht gebraucht hatte, weil sie dem Instinkt des Romantikers so entgegengesetzt wie möglich war. Er sah in ihr Das, was alle vernünftige Konvention dem adeligen Menschen bedeutet: ein Mittel gegen die Willkür des Individuellen, in diesem Falle nahezu eine Hygiene. Das erste Resultat war das *Louvre*-Bild „*Femmes d'Alger dans leur appartement*" von 1833; das letzte wurde erst mit dem letzten Werke seiner Hand erschöpft. Die Entwicklung des Farbigen ist mindestens fünfundzwanzig Jahre lang von der Reise nach Marokko an im stetigen Fortschritt. Die „*Femmes d'Alger*" zeigen die ganze Pracht der Palette. Es ist, als wäre der ganze Orient in diesem stillen Raum mit der glühenden Fayencewand und dem unerhörten Prunk der Stoffe eingeschlossen. Die Frauen liegen da wie träumende Schlangen, die ein thieranbetender Kult mit Juwelen schmückt. Es muß ein merkwürdiger Eindruck gewesen sein, in dem selben Salon von 1834 dieses Bild neben der Schlacht von Nancy zu sehen, die erst damals ausgestellt wurde. Das Blumige des erregten Schlachtenbildes wirkt schwach neben der Stoffbarkeit des stillen Harems. Doch war Das erst der Anfang. Das Bild bedeutet für den Koloristen das Selbe wie die Dantebaste für die erste Zeit. Mit den wenige Jahre später entstehenden Werken verglichen, wirkt die Pracht materiell; freilich: was hätte besser den *spiritus loci* schildern können als diese geistige Schönheit! 1841 gelang es Delacroix, die Wucht mit der ganzen Pracht der Palette zu tränken. In der „*Eroberung Konstantinopels*", dem strahlenden Mittelpunkt des *Louvre*saales, schien zum ersten Mal die Sonne über Frankreichs Kunst. Das Bild überträgt noch heute den Enthusiasmus auf jeden Betrachter. In dem „*Maus der Rebekka*" von 1846 trägt das Mosais, ohne die Raschen zu lockern, die schönste Epizöde. Und daraus ging dann im Jahre 1859 das Bild des selben Titels in der Sammlung *Thomp-Thiéry* hervor, einer der Gipfel des Meisters. Die Kurve von dem schön gebogenen Pferd über den die Rebekka tragenden Ritter hinweg zu dem Schildknappen sucht wie ein rother Blitz aus dem rauchenden Gemäuer hervor und schlängelt sich doch so geschmeidig durch das Bild wie ein Bach durch üppiges Gefilde.

Einer der Gipfel, vor dem Publikum und Kritik, die einst den Debutanten mit beknüpfender Schnelligkeit gefriert hatten, gemeine Wige rissen. Hobaut nennt

die Art, wie das Bild im Salon beurtheilt wurde, den schändlichsten Skandal seiner Kritikerlaufbahn und Hurty den ganzen Salon von 1859 ein „véritable Waterloo“ des Meisters. Man muß bei Hurty die gelassenen Dankschreiben Delacroix's an die wenigen Kritiker, die für ihn eintreten, lesen, um ein Bild des Menschen zu erhalten. Seine Freunde gaben die wildesten Angriffe in einem Bündchen heraus, das man heute mit der melancholischen Empfindung durchblättert, ob sich der Unjann nicht bei passender Gelegenheit in wenig gemilderter Form wiederholen würde.

Das war einer der Gipfel. Vielleicht schätzt man als bedeutsamer den des Freskenmalers, den er ungefähr zur selben Zeit erklimmte. 1857 war die Dekorazion der Kapelle von Saint-Sulpice entstanden. Fünfundzwanzig Jahre vorher hatte ihm Thiers den ersten Auftrag ähnlicher Art verschafft, den Schmutz des Salon du Roi im Palais Bourbon. Zwischen den beiden Endpunkten liegen nicht weniger als noch fünf umfangreiche Monumentalaufgaben. Die Summe entspricht der Lebensarbeit eines recht fleißigen Freskenmalers des Quattrocento. Die Serie spiegelt die Entwicklung von der Taubearbe oder vom Massacre an bis zu den sprühenden Bildern von 59, gedämpft und verciusacht, nicht weniger deutlich. Die Rücksicht auf die Bestimmung der Arbeiten schloß das Experimentiren aus. Wir begegnen seinem „Massacre“ und seinem „Sardanapale“; die Wirkung der Reaktionen des Künstlers sendet in diese großen Flächen nur geglättete Wellen, bis der Meister fertig ist und dann im größten Rahmen die Vortheile des Siegers erweist.

Die Monumentalwerke der Jahre 1849 bis 1853 zeigen die Gaben Delacroix's in vollkommenem Gleichgewicht. Es ist nur noch der kleinere Theil davon übrig geblieben. Die verbrannten Dekorazionen des alten Hotel de Ville müssen ein liches und vollendetes Pendant zu der Bibliothek des Palais Bourbon gewesen sein. Wir besitzen nur noch den Louvre-Plafond, um die Art zu erkennen, freilich mehr als genug für unsere Bewunderung. Delacroix füllte den Platz, den Lebrun gelassen hatte, mit dem Motiv des Dekorateurs Ludwigs des Bierzehnten, aber interpretirte es mit einer Pracht, die dem „Roi Soleil“ nie gelacht hatte. Was Diesem die Hofmaler gaben, sah immer stumpf in den fürstlichen Rahmen aus, war unecht im Material wie unecht im Geist. Delacroix's Bild hält den Wettkampf mit dem massenhaften Golde dieses Brunnfales siegreich aus, krönt es sogar und behält immer noch die Kumuth, siegt mit einer fast lässigen Geberde. Es liegt ein göttlicher Hochmuth in diesem Spiel mit allen nur irdentlichen Gruppen der pomphaften Zeiten. Wieder ein „Massacre“; aber diesmal regirt der Maler das Chaos mit unsichtbaren Fäden, wie der Sonnengott mit den Pfeilen in der strahlenden Mitte. Nicht bedeutungslos sind auch die kompositionellen Schwächen in den Fresken der Saint-Sulpice. Gerechte Einwände können nur den kleinen Plafond treffen, den Delacroix nach Robauts Meinung vielleicht von Helfern fertig machen ließ. Er begnügte sich, ihn vollkommen harmonisch in das Ensemble einzuordnen, an dem die Decke übrigens in Folge ihrer Höhe nie wesentlichen Antheil hätte nehmen können. Auch gegen die beiden Hauptwände bringt man vielerlei vor. In früheren Jahren pflegte ich deutsche Bekannte, die mich in Paris besuchten und Etwas sehen wollten, in diese Kapelle zu führen. Anfangs aus purem Entziasmus; mir schien immer diese Kapelle der passendste Ort für die friedliche Eroberung der Ungläubigen, weil man darin nicht zu laut sprechen darf. Ein Mensch, der zwei Wände solcher Art, den Wald mit der ziemlich kleinen Gruppe auf

der einen Seite, das immense Tempelvestibül mit dem Reiter, mit dem niederstauenden Engel und dem Volk auf der anderen, in Gleichgewicht halten konnte, mühte, so glaubte ich, solchen Respekt einflößen, daß der Betrachter sich entschloesse, die Schönheit hinzunehmen. Später bin ich dann mit meinen Leuten immer nur hingegangen, um zu sehen, ob es sich lohne, ihnen noch etwas Anderes zu zeigen. Ich habe gefunden, daß es sich absolut nicht lohnt, wenn der Besucher mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick den Bärenführer fragte: Finden Sie Das wirklich so schön? Dann blieb es in der Kapelle wunderschön still, bis der liebe Bär brummte: Es ist ja natürlich Geschmackssache. Worauf ich oft nicht weniger freundlich bemerkte: Ach nein, es ist lediglich Intelligenzsache. Die Probe trägt nie; nicht, weil es nicht suggestivere Delacroix giebt, sondern, weil gerade dieses Werk, um verstanden zu werden, zu jener Klarheit der Anschauung zwingt, ohne die alles Aufnehmen von Kunst willkürliche Suggestio bleibt.

Was man gegen Delacroix's Monumentalkunst im Louvre-Plafond und in Saint-Sulpice einwenden kann, ist der Hinweis auf unsere Armuth; auf die That-sache, daß wir uns kaum noch ein Zeitalter, in dem ein Veronese und ein Tintoretto die Wände schmückten, vorzustellen vermögen, geschweige einen Prunk fassen können der die Venezianer zu Effezgen verdichtet. Dazu kommt, daß Delacroix seine Staffe-, leibilder so verführerisch gemacht hat, gerade seine allerkleinsten. In der Zeit von Saint-Sulpice entstanden die schönsten Historienbilder und die schönsten Thier-bilder. Manche von ihnen sehen wie kleine Skizzen von Rubens aus, die Tintoretto und Veronese mit Saphiren und Smaragden gespickt haben. Das Blut auf seinen Löwenjagden gleicht flüssig gewordenen Rubinen.

Er hat so viele Katzen, Pferde, Panther, Tiger und Löwen gemalt, so viele Kämpfe und Morde der Bestien unter einander, daß man in ihm einen der fruchtbarsten „Animaliers“ feiern könnte. Doch wäre es nicht weniger komisch, als wenn man ihn einen Orientalisten oder Historienmaler, Portraitisten oder Heiligenmaler nennen würde. Er machte mit der Farbe Bilder, nicht mit Gegenständen. Manchmal könnte man sogar glauben, daß die Farbe selbstthätig Bilder vollbringt. Sie liegt nicht auf der Leinwand, sondern kommt aus der Tafel heraus, scheint, sobald sie ihren Erzeuger verlassen hat, ein eigenes Leben zu beginnen. Also ein Kolorist? Doch zeigt die Verwandtschaft der späteren Werke mit den früheren, die den Glanz der Palette nicht hatten, und wiederum der Vergleich der mittleren Zeit, die dem Materialismus des Farbigen huldigt, mit den viel einfacheren und doch reicheren Bildern der letzten Zeit, daß nicht die Palette allein das Werden des Malers bestimmte; und wir wissen von Chesneau, wie bitter der Meister lächelte, wenn man ihn mit der Anerkennung abspießte, ein guter Kolorist zu sein. Ich kann mir denken, daß er lieber gar nicht gelten wollte als nur als Farbenmischer. Er besaß von Michelangelo und Rubens die rathselhafte Gabe, mit einem Arm oder Bein, mit einem Stück Physis ein Drama zu spielen. Seine Hand konnte nichts berühren, ohne Leben einzuströmen. Wenn er den Christ im Delgarten malt, zeigt er nicht einen am Boden liegenden Heiligen, in dessen Gesicht sich die freiliche Dual malt, sondern wirft ein Stück Fleisch, das aus Arm und Bein besteht, zu Boden, daß die halbe Welt davon bedeckt wird. Es ist eine Wucht, die den Gedanken, wie er ihn faßt, vergeh-nacht und dabei ganz in die farbige Materie aufgeht.

So wirken alle Dramen Delacroix's. Die Handlung giebt ihr aktuelles Eco-

ment einer höheren Welt ab und erscheint nur noch als bewegte Form. In der Löwenjagd (in der Akademie in Petersburg) ist der Vorgang zu einer fließenden Materie geworden, deren hinreißende Schönheit die Gespanntheit des Motivs überwindet. Die blauen Töne auf der rechten Seite des Bildes, wo sich nur die Landschaft den Blicken zeigt, halten die stark bewegte Szene auf der andern Seite im Gleichgewicht und produziren die Quelle des Rhythmus, der sich über die ganze Fläche ergießt. In den Bildern von der Medea ist die Wirkung auf ähnliche Weise kondensirt. Treitt man in den Saal des Stedelijksmuseum in Amsterdam, wo eine der schönsten und am Wenigsten geschägten Wiederholungen des letzter Gemäldes hängt, so hemmt die konzentrirte Dramatik im ersten Augenblick den Athem des Betrachters. Man ist in der ruhigen Atmosphäre Hollands auf solche Wirkungen nicht vorbereitet. Kommt man dem Bilde näher, so geht die Spannung in ruhige, wohlthuende Schwingung über. Die rhythmischen Kräfte des Werkes streifen zu der selben Höhe hinauf, auf die den Betrachter das Dramatische des Vorwurfs versetzte. So groß die Aufregung des äußeren Menschen im ersten Augenblick war, so groß wird die Freude der Seele, die in dem Stoff, mit dem Medea die Kinder jagt, diesem „Geste de Lionne“, wie Gautier sagte, ein neues Schauspiel entdeckt, dem die Medea-Tragödie nur als Ouverture dient.

Um so enden zu können, mußte Delacroix mit einem „Massacro de Chios“ anfangen. Das Geheimniß der Entwicklung eines großen Künstlers besteht vielleicht nur darin, seine Erregung durch immer engere Kanäle zu pressen. Dazu gehört die brutale Kraft der Erstlingwerke. Die hatten Viele. Géricault hatte vielleicht noch mehr davon. Aber es gehört noch ein Anderes dazu: der Geist, der die Kanäle erfindet, das Göttliche jenseits von der Kraft, das der Natur angeborene Gaben unablässig zu höherem Nutzen treibt, die weise Oekonomie der Vertheilung, die Fähigkeit, die Kunst jung zu halten, auch wenn des Körpers Kräfte versagen. Ein ganz ungebrochener Jugendmuth malte den zweiten „Raub der Rebekka“. Die Malerei scheint in dem Bilde glühende Jungen zu bekommen. Ihr Schöpfer hatte damals die Sechzig überschritten und widerstand nur mit spartanischer Hygiene den Wehreden des Leibes. „J'ai trouvé la peinture lorsque je n'avais plus ni dents ni souffle.“ Das sagte Géricault. Sein Leben war zu kurz für den monumentalen Aufbau einer Entwicklung von der Art der Delacroix's; aber er hätte auch bei längerer Dauer nichts Gleichwerthiges vollbracht. Das Stück, das ihm vergönnt war, verräth nicht die unentbehrliche Besonnenheit des Meisters, sondern die „dissipation“, die Emerson als entscheidendes Hinderniß auf dem Weg zum Heroenthum erkannte; nicht den sicheren Instinkt für den rechten Pfad und die Unabhängigkeit von allen Zufällen des Tages, nicht die „concentration, the one prudence in life“, wie Emerson sagt. Seine Bilder sind phänomenale Erscheinungen. Das Wunderbare eines Delacroix und eines Rembrandt beruht auf der von Wunder freien Norm ihrer Erfüllung, auf ihrer Fähigkeit, ihren Dämon zu objektiviren. Obwohl Géricault wesentlich älter war, sehen wir ihn im Geist immer als den jüngeren der beiden Freunde vor uns. Er ist die Jugend des Anderen. Wir finden das Typische Weider oft in der Kunstgeschichte; mitunter zusammen. Jeder Künstler ist einmal Géricault; wir nennen ihn Talent. Unter hundert Géricault kommt selten ein Delacroix zum Vorschein: das Genie. Julius Meier-Graefe.

Selbstanzeigen.

Thomas Carlyle: Die französische Revolution. Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Mit fast 500 hienischen Bildern, Portraits, Karikaturen, Handschriften u. s. w. nach zeitgenössischen Vorlagen. Erscheint in 40 Lieferungen, Lexikonformat, à 50 Pfennig. Georg Wigand in Leipzig.

Als Thomas Carlyle den ersten Band seiner „Französischen Revolution“ geschrieben hatte, übergab er das Manuskript seinem Freunde John Stuart Mill. Der große Gelehrte bezeugt, daß er im Lesen nicht aufzuhören vermochte und eine ganze Nacht über dem Werke saß; so sehr packte ihn Carlyles Darstellung. Rehnlich wie Mill wird es tausend Anderen gegangen sein. Als ich beim Uebersetzen wieder in die feinsten Falten des großartigen Gewebes eindringen durfte und die einzelnen Fäden sich mir zeigten, war ich oft versucht, politische Vergleiche zu ziehen. Denn dieses Buch gehört zu den Werken, die niemals alt werden. Was Carlyle uns, der dritten Generation nach ihm, zu sagen hat, wird auch noch für die neunte gültig sein. Ich habe nun eine reiche Sammlung seltener Portraits, hienischer Darstellungen, Karikaturen und Autographen zusammengetragen, die eine aparte Bildergalerie jener merkwürdigen Epoche der Weltgeschichte bilden.

Friedenau.

Theodor Rehtwisch.



Fesseln und Schranken. Dichtung und Wahrheit aus dem Offizierleben.
Berlin 1905, Verlag von Hübner & Weygand.

... Zerbrechen will die Zeit. Kein Fels im Meere,
Ihr Kind ist auch das Meer: ich seh's mit Schmerz —
Und Schmerz sieht scharf! — Ich seh' die eitle Veere
In seinem Herzen, sehe krank dies Herz,

Und möchte schonungslos vom Angesichte
Die Maske ihm reißen: möcht' es so gesunden!
In meinem Haß noch glüht der Liebe Pflicht
Und nur im Kampf wird Irrthum überwunden.

Im Geisteskampf: denn wo sich Leiber messen,
Darf meine Schlachten ich nicht mehr bestehn.
Auf denn, Ihr Bilder, die ich nie vergessen,
Zum Angriff! Blase, Horn, wie Sturmeswehn!

Friedrich Freiherr von Oppeln-Bronikowsti.



Mein Kind. Theodor Thomas in Leipzig.

Auf keinem Gebiete menschlichen Denkens, abgesehen vielleicht vom theologischen, streiten sich die Geister heute so scharf herum wie auf dem der Pädagogik. Für alle großen und kleinen Fehler in der menschlichen Gesellschaft wird gar zu gern die Erziehung, die der Schule wie die des Hauses, verantwortlich gemacht. Je nach dem politischen, konfessionellen oder gesellschaftlichen Standpunkte sucht man die Erziehung zu reformiren. Der alte Pestalozzigeist wird noch lange nicht genug gewürdigt: „Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner

Menschenweisheit“ ist Aufgabe jeder Erziehung. Auf diesen Standpunkt stelle ich mich. Unsere Kinder sollen in erster Linie vollwerthige Glieder der großen deutschen Nation werden, einerlei, ob sie „hoch“ oder „tief“ geboren sind. Widerspruch glaube ich besonders deshalb erwarten zu dürfen, weil ich in der Frage der sexuellen Belehrung von der Heimlichthuerei abmahne und wahrhafte, edle Antworten auf die sexuellen Fragen unseres Kindes gegeben sehen will. Das Buch soll eine moderne Pädagogik sein und wendet sich daher an modern denkende Menschen, denen die Natur ein Kind zum Hinaufziehen auf die Höhen der Menschheit übergeben hat.

Charlottenburg.

Rektor Theodor Paul Voigt.



Adelige Geschichten. Albert Vangen, München.

Eine dieser „Adeligen Geschichten“ durfte ich den Lesern der „Zukunft“ erzählen. Alle zusammen, ihrer acht, bilden ein Ganzes in der Schilderung des slavonischen Hochadels. Des Hochadels überhaupt: denn diese kleine Gesellschaft ist nicht weniger raffelos als die Dynastien. Die Form der Darstellung ist einigermaßen neu. Erstens, weil nicht ich richtend und dichtend aufträte, sondern einer der Beteiligten selbst; zweitens, weil hier Romanetten, deren jede für sich lebt, zusammengenommen einen Roman bilden.

München.

Roda Roda.



Der Triumph des Mannes. Schauspiel, Leipzig, im Inselverlag.

Wohl kämpfen wilde Kräfte in uns Allen,

Doch sie zu bändigen, sei unser Ziel.

Wer sich von Urgefehn trennt, muß fallen:

Sein Schicksal ist verwirrt, des Zufalls Spiel.

Wer weithin schauen will, muß aufrecht stehen,

Mit starkem Fuß auf festen Grund gestellt.

Der unnatur Begehren wird verwehen;

Nur aus Natürlichem jüngt sich die Welt.

Und Jener, der, im stolzen Selbst gefangen,

Schon sieggewohnt zu triumphiren glaubt,

Wird bald sein eignes Ende selbst verlangen,

Durch stärkste Triebe des Triumphs beraubt.

Diese dem Drama vorangestellten Verselein sollen nicht moralisiren, sondern eine Art Programm geben, das in seinen letzten Worten auf die von der Natur vorgeschriebene Lösung des Konfliktes hinweist. Zwischen einem seiner ganzen Veranlagung nach vom Weib abgewandten Mann und einer erst zum Bewußtsein ihres Geschlechtes kommenden Frau entspinnt sich ein hartnäckiger Kampf, in dem die mit gesunder Sinnlichkeit um ihr Recht auf Liebe ringende Frau zuletzt nur durch die Vernichtung des versagenden und doch begehrten Mannes siegt. Aber dieser Pyrrhusieg beschließt auch ihr Schicksal und führt sie zu der bitteren Erkenntniß, daß sie vergebens ihr Leben im Streit um ein Kleinod vergeudet hat, das niemals in der Brust gerade des Mannes schlummerte, den sie zu erringen trachtete.

Leipzig.

Gustav Hermann.



Krisen.

Am Oktober des Jahres 1857 stellten fast sämtliche Banken der nordamerikanischen Union ihre Zahlungen ein. Einheimisches und fremdes Kapital hatte zur Gründung zahlloser Industrieunternehmungen und Eisenbahngesellschaften gebient; und die Fabrikation von Aktien war wieder einmal rascher vor sich gegangen als die Produktion des Geldes, so daß schließlich das immer größer gewordene Mißverhältniß zwischen imaginären und greifbaren Werthen zum Krach führte. Das mangelhafte Bankensystem des Landes, das Fehlen eines Centralinstitutes, für dessen Schaffung Henry Clay zwanzig Jahre vorher energisch eingetreten war, die ganz unzuwidernde Organisation des Depositenwesens: alle diese Momente hatten zusammengewirkt, um eine Finanzkrisis zu bewirken, wie sie seitdem den Vereinigten Staaten nicht wieder befallen war. Die Bundesregierung ging unberührt aus dem Lohmabohle hervor, weil ihr das neue „unabhängige Schachamt“ gute Dienste leistete. Der Schachsekretär half dem Geldmarkt auch mehrmals durch Ankaufe von Regierungsbonds. Von der damaligen Bankerrot-Epidemie blieben weder England noch Deutschland verschont. In England stellte die City Bank of Liverpool ihre Zahlungen ein; die Glasgow Bank und andere Institute folgten; und schließlich sah die Regierung sich genöthigt, für die Bank von England die Peel-Akte vorübergehend aufzuheben, um dem wichtigsten Bankinstitut des Landes volle Aktionfreiheit zu verschaffen. Als Vermittlerin zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten kam die alte Hammonia dann an die Reihe. Hamburg fing den ärgsten Stoß auf und schloß das deutsche Binnenland vor allzu starken Erschütterungen. In kurzer Zeit mußten mehr als vierzig angesehenere hamburger Firmen sich insolvent erklären; aber damals war die Hilfe in der Noth nah. Der Staat errichtete eine „Staats-Diskonto Kasse“, die durch Ankauf von Wechseln, deren Sicherheit bei Wiederkehr normaler Zeiten feststand, der ärgsten Geldnoth steuerte. Und so ging die Krisis schließlich vorüber, ohne daß die hamburger Kaufmannschaft dauernden Schaden hatte.

Fünfzig Jahre später. In Amerika stellt wieder eine Bank nach der anderen ihre Zahlungen ein und der Schachsekretär ist wieder unterwegs, um dem Finanzmarkt zu Hilfe zu kommen. In Hamburg hat ein altes Patrizierhaus, dessen Anfänge bis in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zurückreichen, seine Pforten geschlossen: und nicht eine Hand hat sich gerührt, um den Zusammenbruch zu verhindern. Tempora mutantur. Die Popert, Salomon Heine, Laeiz, die in Orléans Zeiten die hamburger Pfefferstraße mobil machten, wenn sich in den Wänden eines alten Hauses mal Risse zeigten, scheint es heute nicht mehr zu geben. Hamburg hat aufgehört, eine Bankierstadt zu sein. Berlin, mit seinen Riesenbanken, hat es überflügelt. Deshalb wirkt heute der Zusammenbruch einer Bankfirma in der Residenzstadt Alberts des Großen nicht mehr so wie in der Glanzzeit der hamburger Wechsel. Die Firma Haller, Söhle & Co. stand mit hamburger Häusern und mit berliner Banken in Verbindung; und die industriellen Unternehmungen, die von dem Hause finanziert wurden, lagen nicht auf hamburger Gebiet, sondern in Lüneburg, Stettin und im Böhmischen. Diese Insolvenz wurde neben den amerikanischen Vorgängen nicht lange beachtet. Alles fragte: Hat man es dräben mit den Anfängen einer allgemeinen Wirtschaftskrisis, die nach Europa hinübergreifen könnte, zu thun oder handelt es sich um eine auf das engere Gebiet der Spekulationsbanken begrenzte Angelegenheit der

Vereinigten Staaten? Die finanziellen Schwierigkeiten, die sich während der letzten Wochen in den Niederlanden und in Italien zeigten, ließen vermuten, daß auch unser Erdtheil gebe. Die holländische Krisis hing immerhin mit allzu starken Amerikanerengagements zusammen. Remitiers von londoner Brokerfirmen giebt es in der ganzen Welt und sie sorgen für die Verbreitung der amerikanischen Shares. Der Rest ist: Geldnoth. Zu rasche Entwicklung der Industrie, zu starke Pressung der Umlaufmittel. Ein Rückschlag. Vielleicht noch keine Weltkrisis. In Amerika selbst haben zunächst nur einige Banken ernstlich gelitten, deren Kapital, an den Vermögen deutscher Mittelbanken gemessen, nicht sehr beträchtlich ist. Eigentlich kriselt es in den Vereinigten Staaten seit zwei Jahren. Thomas W. Lawson hatte in seiner Artikelserie „Die rasende Finanz“ das Unheil vorausgesagt. Dann kamen die Enthüllungen bei den amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaften; die verschiedenen Eisenbahnstandale, die sich um Harriman und die Chicago and Alton-Bahn anmuthig gruppirten und ihren Höhepunkt in Gerüchten von dem Zusammenbruch Harrimans und Morgans fanden; der Kampf gegen die Trusts mit seinem Clou: der blühigen Verurtheilung der Standard Oil Company zu einer Geldstrafe von 29 Millionen Dollars; schließlich (oder kommt noch mehr?) der Kupfercrach und die Insolvenzen der Heinze-, Morse- und Thomasbanken. Manches ist im Lande des Sternenbanners faul; man gründet da drüben nicht nach den Regeln eines subtil ausgearbeiteten Aktiengesetzes; und nur Wenige tragen eine weiße Weste. Die Hauptfrage bleibt aber: Verfügt das Land über solche Reichtümer, daß keine Krisen ihm nicht ernststen Schaden bringen können? Wenn Amerika nur seine Kupferminen hätte, wäre es ein reiches Land. Aber die bilden nur einen kleinen Theil seiner Besitztümer. Will man von einer amerikanischen Krisis sprechen, so muß man bedenken, was seit dem Anfang dieses Jahres an der newyorker Börse geschehen, wie seitdem Alles entwerthet worden ist. Viel Geld ist verloren worden, intra muros et extra; aber wer hieß die Leute ihre Groschen nach Wallstreet tragen? Oft genug war das deutsche Publikum gewarnt worden, sich nicht in Spielereien mit amerikanischen Papieren einzulassen, so oft, daß Manche die Furcht übertrieben fanden; wer sich die Finger verbrannt hat, darf jetzt nicht klagen.

Die Aufdeckung der geschäftlichen Praktiken verschiedener amerikanischer Nationalbanken hat gezeigt, daß die gesammte Spekulation drüben in den Händen gewisser Cliques liegt. Die drei Brüder Heinze, Augustus, Otto und Arthur, haben in ihre Transaktionen auf dem Kupfermarkt die Mercantile Nationalbank verstrickt, deren Präsident Augustus H. Heinze war. Das Institut arbeitet mit einem Kapital von 3 Millionen Dollars. Ferner stand in enger Verbindung mit der Heinzegruppe die Sparbank von Butte im Staate Montana, dem Centrum der Kupferminen. Bei diesem Sparinstitut waren Depositengelder von über 4 Millionen Dollars eingezahlt. Charles W. Morse, der plötzlich aus allen seinen Stellungen bei Banken und Trustgesellschaften austrat, regierte vorher die Nationalbank of North America (2 Millionen Dollars Kapital), die New Amsterdam Nationalbank (1 Million Kapital), die Gasfield Nationalbank (1 Million), die Fourteenth Streetbank (1 Million), die New York Produce Exchange Bank (1 Million) und die Van Norden Trust Company (1 Million). Diese „Morsebanken“ verfügten noch bis vor kurzem über Depositengelder im Betrag von 80 Millionen Dollars. Wie hoch hier die Verluste sind, wird erst die Untersuchung ergeben. Bis heute heißt es, die Banken seien gesund. Morse ist durch die Gründung des Eisetrusts und der Atlantischen Rosten-Dampfschiffahrt bekannt

geworden. Die dritte Gruppe bilden die Thomasbanken, so genannt nach den Brüdern Orlando J. Thomas und Edward H. Thomas. Zu ihnen gehören die Consolidated National Bank, die Hamilton Bank, die Mechanics and Traders Bank und die Hudson Trust Company, die zusammen über ein Kapital von 2,90 Millionen Dollars und 20 Millionen Dollars Depositen verfügen. Die mitbetroffenen Banken repräsentiren bis heute ein Aktienkapital von rund 13 Millionen Dollars und haben Depositen von zusammen 104 Millionen Dollars. Das sind keine überwältigenden Summen; zu bedenken ist ja, daß, nach dem letzten Ausweis der newyorker Banken, bei den vereinigten Nationalbanken 1027 Millionen Dollars Depositengelder einbezahlt waren und daß die unter den genannten Instituten befindlichen Trust-Companies nicht zu den Nationalbanken gehören. Auf die Nationalbanken dürften bei den drei Gruppen also nicht gerade unerwöhnliche Summen entfallen.

Einer der angesehensten Trustgesellschaften in den Vereinigten Staaten, der Knickerboder Trust-Company, ist auch schlecht gegangen. Diese Bank besteht seit 1884; sie hat ein Grundkapital von 1,20 Millionen Dollars und 62 Millionen Dollars Depositen. Sie ist eins der größten Depositeninstitute des Landes; daher die Panik, als es hieß, auch in diesem Institut sei nicht Alles, wie es sein sollte. Der Run auf die Kassen der Bank war zu ertragen; alle geforderten Gelder wurden pünktlich ausgezahlt. Der Schatzsekretär hat durch Eingahlung von Geldern in die Nationalbanken dem Markt geholfen; auch das Clearinghouse der Nationalbanken und andere Firmen, wie Morgan & Co., haben sich nach dieser Richtung bemüht. Unerfreulich ist, daß die staatliche Aufsicht versagt hat. Die Nationalbanken werden vom Staat kontrollirt; aber die Macht der Cliques und Spekulanten ist größer als die der Regierungorgane und deshalb kommen bei den amerikanischen Notenbanken, bei den Instituten, deren vornehmste Aufgabe der Schutz der Landeswährung sein soll, Jobbergeschäfte und andere Transaktionen der bedenklichsten Art vor. Statt sich endlich eine Centralnotenbank zu schaffen (in der Jahresitzung der American Bankers Association in Atlantic City ist die Nothwendigkeit einer Centralorganisation des Notenumlaufes auf allen Seiten anerkannt worden), haben die Amerikaner ruhig zugeesehen, wie Hunderte von kleinen Banken entstanden. Seit der Herabsetzung des Mindestkapitals der Nationalbanken von 50 000 auf 25 000 Dollars hat sich die Zahl dieser Institute so rasch vermehrt, daß die kleinen Häuser heute schon ein Viertel aller Nationalbanken, deren es ungefähr 6000 giebt, ausmachen. Die Sicherheit dieser kleinen Banken ist natürlich durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben. Außer den Nationalbanken giebt es dann noch die sogenannten Trust Companies, die eigentlichen Spekulationbanken, die ganz im Dienst der Trusts stehen, aber trotz ihren lockeren Sitten über einen reichlichen Zufluß von Depositengeldern verfügen. Während die Nationalbanken ein Clearinghouse haben, besitzen die Trust Companies keine engere Vereinigung; doch plant man jetzt die Gründung einer Clearinghouse-Association auch für Trustbanken. Die newyorker Hochfinanz soll den (fast ungläublich klingenden) Beschluß gefaßt haben, die „Spekulationbankiers aus dem newyorker Bankwesen auszuscheiden“. Die bescheidene Anfrage ist wohl erlaubt, wer dann eigentlich übrig bleiben würde. Oder giebt wirklich einen newyorker Bankier, der nicht spekulirt? Sagen etwa im Clearinghouse nicht Leute wie Morgan, Vanderbilt, Rockefeller, Rogers, Harriman und wie die großen Macher sonst heißen mögen? Wer herrscht an der Newyorker Börse? Die Standard-Oil-Leute mit ihrem Anhang.

Die aus den Räumen von Wallstreet zu vertreiben, dürfte der Hochfinanz schwer werden; und die paar soliden Häuser, die eine gewisse Tradition zu wahren suchen, könnten allein wohl nicht viel ausrichten. Man verzichte also auf alle moralische Entrüstung und tröste sich mit dem Gedanken, daß es in Amerika am „System“ liegt. Jeder Versuch einer Katharsis muß nämlich an der Macht der Clique scheitern. Wer smart ist und sich darauf versteht, gewisse Chancen auszunutzen, kommt drüben in die Höhe; und wenn er erst einmal Jemand geworden ist, bekommt er von selbst einen Anhang. Dann ist der Klügel fertig. Der Herkules, der in den Vereinigten Staaten dem Geschäftsverkehr sittliche Grundsätze aufzuzwingen vermag, muß erst noch geboren werden. Aber die Union ist so reich, daß sie sich beinahe jede Schweinerei erlauben darf. Jetzt werden ein paar besonders schwer belastete Individuen aus höheren Finanz- und Industriestellungen an die frische Luft befördert und durch andere Persönlichkeiten ersetzt, denen später vielleicht das Schicksal ihrer Vorgänger blüht. Wie groß die Verluste sind, die diese Kaffriehung bringt, weiß man heute noch nicht. Abgesehen von den Kurseinsbußen, die ja schon älteren Datums sind, hat das deutsche Publikum aber von diesem Banksturz kaum einen Schaden.

Zurück in die Heimath! Die hamburger Bankfirma Haller, Söhle war ein altes, angesehenes Patrizierhaus und hat doch Wechselmanipulationen vorgenommen, die wir amerikanisch zu nennen pflegten. Die Firma hat von den industriellen Unternehmungen, an denen sie kommanditarisch theilhaftig war, auf sich ziehen lassen. Das heißt: Ihre Accepts, ihre „rich. way. orders“, ihre „n. fragg. commonden. Industriefirmen Kredit zu beschaffen, sondern das Bankhaus hat sich selbst damit Geld besorgt. Unter normalen Verhältnissen dient der von den Banken gewährte Acceptkredit dazu, dem Aussteller des Wechsels die Beschaffung von Varmitteln zu ermöglichen, und aus dieser Art der Kreditgewährung entsteht das selbe geschäftliche Verhältniß zwischen der Bank und dem Kunden, als wenn sie ihm bares Geld gegeben hätte. In dem hamburger Fall, wo die Bankfirma mit den auf sie transitirenden Firmen doch beinahe identisch war, gleichen diese Wechselmandate aber bedenklich bösen Schiebungen. Daß solche Appoints als Prima-Privatdiskonten in den Besitz einzelner Großbanken gelangt sind, verschlimmert die Sache und berechtigt zu der Forderung, die Banken möchten auch die Summe der von ihnen weitergegebenen Wechsel im Geschäftsbericht anführen. Freilich: die Höhe des Betrages der abgegebenen Wechsel könnte zu einer falschen Beurtheilung des Bankstatus verleiten; und für die Größe eines etwa vorhandenen Risikos wäre mit solchen Angaben nichts Wesentliches gesagt. Ignoramus, Ignoramus: Das könnten wir getrost auch dann noch unter jede Bilanz setzen, mag sie bei uns oder in Amerika aufgemacht sein.

Der Rest ist Gelbnoth. Nachdem die Bank von England im Lauf einer Woche ihren Diskont dreimal (bis auf 7 Prozent) erhöht hatte, mußte sich auch unsere Reichsbank entschließen, den Diskont (auf 7½) und den Lombardzinsfuß (auf 8½ Prozent) zu erhöhen. Ihr blieb keine Wahl; schon hatte sie 50 Millionen Mark Gold ans Ausland verloren, seit Amerika den dreitesten Zipfel der Goldbede an sich zu zerren sucht. Eine böse Zeit. Wer Geld braucht, muß mindestens (mit der Bankprovision) 9 Prozent dafür zahlen. Was diese Ziffer für die nationale Arbeit bedeutet, braucht man selbst Lehrlingen nicht mehr zu erklären. Europa rüftet gegen die Neue Welt; und Herr Roosevelt, der in der Union das Mißtrauen gesät hat, mag, wenn er sieht, wie die Saat aufgegangen ist, um seine Gottähnlichkeit bang werden. L a d o n.

Mischungen besonderer Eigenart

3—12 Pfg. pro Stück.

General-Depot

J. Neumann,
 Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 38.

Kray
Cigaretten.

Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kray, Düsseldorf.

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

G. OERZ-
TRIEDER-
BINOCLÉ

PAGOR



Neues Prismenglas für universelle Anwendung (Reise, Sport, Militär, Theater etc.). Höchste Leistung, trotzdem geringes Gewicht u. kleinste Form.

6× Vergrößerung
 M. 130.—

8× Vergrößerung
 M. 140.—

Kataloge kostenfrei. Bezug zu Fabrikpreisen durch alle guten Optiker und durch die

OPTISCHE ANSTALT **C. P. GOERZ** AKTIEN-GESELLSCHAFT
BERLIN-FRIEDENAU 56

London

Paris

New York

Chicago

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7¹/₂ Uhr.Freitag, d. 15./11. Das Wintermärchen.
Sonnab., d. 16., Sonntg., d. 17. u. Montg., d. 18./11.**Was ihr wollt.****Kammerspiele.**

Freitag, den 15./11. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Sonnab., d. 16., Sonntg., d. 17., Montg., d. 18./11. 8 U.

Marquis von Keith.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, d. 15./11. 8 U.

Zum 1. Male Kriemhilds Rache

Sonnabend, d. 16. u. Montag, d. 18./11. 8 U.

Die selbe Vorstellung.

Sonntag, den 17./11. 8 U. Die Nibelungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender
Guido Thielscher a. D. E. Withney a. D.
B. Darmand a. D. Jos. Giampietro,
Henry Bender Fritz Massary
Jos. Josephi Fritz Schenke usw.**Cabaret
Roland v. Berlin**

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café**Dorotheenhof**

Weingrosshandlung.

Direktion: **Richard Zernik**Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.**Restaurant u. Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Siedrung & Belgard

BERLIN W. 9,

Bellevuestrasse 4 I. Etage.

Robes-Manteaux

Salon eleganter Pariser

Gesellschafts- und Strassen-Toiletten. Spezialität: Abendtoiletten.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donat Operellen-Burleske.
Herrnfeldsche Novität „**Madame Wig-Wag**“, Musik von L. Ital.
Operellen-Burleske.
Dazu die Separée-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**
mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, den 15./11. 8 U. Zum 1. Male
Die Getreuen (Agnes Sorma)
Sonnabend, d. 16. und Sonntag, d. 17./11. 8 U.
Die Getreuen (mit Agnes Sorma)
Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Nachtsyl.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater Folies-Caprice

Linienstr. 132, Ecke Friedrichstr.

● Rabbi Meseritsch ●

Bunter Teil.

● Geteilte Liebe ●

Anfang 8 Uhr.

Avis für Bibliophile

und Freunde literarischer Seltenheiten, Sammler von sonstigen amüsanten Büchern, Raritäten und Beiträge zur Sittengeschichte aller Zeiten. Verlangen Sie Katalog! Exportbuchhandlung „**Universum**“ Budapest V, Waltzinggasse 14.

BERLINER
Ausstellungs-
LOSE à **1 Mk.**

Ziehung unwillkürlich 5. Dezember u. folg. Tage.
16991 Gewinne im Gesamtwerte von

300 000 Mark

Hauptgewinne à 60 000, 40 000, 25 000

usw. usw. sind in allen
Lotteriegeschäften und den durch Plakate
kenntlichen Verkaufsstellen zu haben.

A. Molino, Berlin, Voßstr. 17.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 15./11. 8 U. Zum 1. Male

Onkel Bernicke

Sonnab., d. 16., Sonnt., d. 17., Mont., d. 18./11. 8 U.

Onkel Bernicke

Sonntag, den 17./11. **Sein Alibi**
Nachm. 3 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. Rudolph Nelson

Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts

Fritz Grünbaum.

Karli Nagelmüller.

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des Apulejus. Mit 16 Illustrationen.
Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M.
Humoristisch-satirischer Roman gegen zügellose Sitten, Magiewahn, Schwärmerel, Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit.
Der bunte Wechsel der oft sehr verflüchtigen Episoden, die merkwürd. Situationen u. kulturhistorisch wertvollen Schilderungen antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Eingelocht ist d. Episode v. Amor u. Psyche.
Ausführt. Vorzeichn. üb. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.



Mark **Gerbode** Sechsfarben
preiswerteste aromatische Cigarette.
200 Stk. Ztl. 10, 70 franco Einnahme.

Carl Gerbode, Kon. Berlin C 31. Spittelmarkt 11 Etage

Im Sommer kühl, im Winter warm!

Geknotete Netunterkleider



In Seide, Wolle, Chinagrass, Baumwolle, haben sich seit Jahrzehnten als die gesündesten bewährt. — „Passendste unmittelbare Bekleidung der Haut“. Prof. Dr. Keder, Freiburg. — „Sie verhüten Erkältungskrankheiten und sind die reinlichsten Unterkleider“. Prof. Dr. Eichstedt, Breitwald. — „Sie sind besonders jenen zu empfehlen, die Neigung zu Erkältungen haben“. Prof. Dr. Bamberger, Wien. —

Neuheit! Dr. med. Walsers Rippenkreppwäschel

besonders für Hemden geeignet.

Drosp.- u. Grossversands: M. Stadthagen jr., Berlin SW. 68.

Lösen Sie das 290 Seiten starke ausführliche Werk

Gehfneüfße Novem

von Dr. med. M. Bonnefoy, Spezialarzt in Genf No. 18. Preis Mk. 1.80 durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verfasser.

Niemand
kaufe wieder
Baukästen

ohne nach Brand + Stürze Baukästen und anderen Bauwerken von Carl Brand jr. Gießen, gelang zu haben in all. deutschen Sprachen-Geschäften erhältlich.



Gutschein Wert **M. 1.50**
für Briefmarkensammler

Meinen grossen Offertkatalog über ca. 12 000 Sorten Briefmarken zu **Ausnahmepreisen** sende gegen 50 Pfg. in ungebr. Marken. Jedem Katalog lege - gegen Rückgabe dieses Gutscheines - eine sehr seltene Europa-Marke im Werte von M. 1.50 gratis bei.

Markenhaus F. Redwitz, Stuttgart 16.

Unter günstigsten Zahlungsbedingungen u. in allen Preislagen offerieren wir Konversations-

Lexika

in nur neuesten Auflagen. Ebenso liefern wir alle in Katalogen, Prospekten angezeigten

Bücher

auch fachwissenschaftl. Inhalts, zu den offiziell. Original-Ladenpreisen geg. bequeme monatliche

Teilzahlung

Bezugsbedingungen u. Spezialkataloge 500 S bitten wir unter Angabe des in Frage kommend. Literaturgebietes zu verlangen.

Bial & Freund, Breslau II.
Akademische Buchhandlung.



Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorzuziehenden Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Fort mit der Feder!



Die neue Schreibmaschine

„Liliput“

ist das Schreibwerkzeug für jedermann

Preis M. 28.—

Ohne Erlernung sofort zu schreiben.
Keine Weichgummitypen.

Auswechselbares Typenset für alle Sprachen.
Ein Muster deutsches Erfindungsgeistes.
Seit der kurzen Zeit der Einführung viele
tausend Maschinen verkauft.

Illustr. Prosp. u. Anerk.-Schreiben grat. u. frko.

Justin Wm. Bamberger & Co.
Fabrik feinstech. Apparate
München 21, Lindwurmstrasse 129/131.

Zur gefl. Beachtung!

Im Pan-Verlage, Berlin W.35 sind eine Reihe vor
trefflicher Werke er-
schienen, wie z. B. die **Heine-Briefe**, **Napoleon-Briefe**, **Micheasgelo's Gedichte** und
Briefe u. a. m. Diese Werke, über die der besagte Prospekt des **Pan-Verlags** aus-
führlich Auskunft gibt, sind wegen ihrer inneren Gediegenheit und schönen Ausstattung
zu Geschenkwerken besonders geeignet.

Ausserdem ist der heutigen Nummer noch ein Prospekt beigeheftet der **Verlags-
buchhandlung Georg Müller in München**, Josephplatz 7 betreffend

Verlagswerke: Werke von Mérimée, Fouazzaro, Florcke, Ewers,
Saiten, Hoenstetter, Weigand, v. Scholz, Kurz usw.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Verlag von Ernst Heinrich Moritz
in Stuttgart.

Kürzlich erschien das 7.—12. Tausend von

Hygiene des Geschlechtslebens

von Obermedizinalrat Prof. Dr. Max
Gruber, München. Mit 2 Illustr. Brosch.
1,20 Mk., geb. 1,50 Mk.

Der berühmte Hygieniker,
der Nachfolger Prof. Petten-
kofer's hat das Buch für die
höheren Stände geschrieben,
auf deren ethischen u. speziell
sexuell-ethischen Tüchtigkeit
das Gedeihen der Nation in
erster Linie beruht. Der Pro-
zess Moltke-Harden weist da-
rauf hin, wie wichtig eine der-
artige Belehrung ist!

772² Prospekte der B. Bibliothek der Ge-
sundheitspflege gratis u. franko.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz. Prosp. fr.

Diätel. Kuren nach Schroll.



Sie fahren gut

mit
Dr. Crato's
Backpulver

mit Primärbrot. Für 50 davon eine Dose ff.
Einwärts Ansparten gratis und franko von
Stratmann & Meyer, Bielefeld.

BUSCH-Hand-Kameras

Besondere
NEUHEITEN
1907.

Ageh
Citkam

Rola Spiegelreflex
Rola Stero Nettel
Mk. 36.— bis 340.—



mit
BUSCH-
Objektiven.

Zu beziehen durch alle photogr
Handlungen. Kataloge 1907 gratis
und franko.

Rathenower Opt. Ind.-Anstalt, von Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Gicht Rheumat. **Hauskuren**
Wiesbadener Kochbrunnen
 Haut-Krankheit. Steinleiden.
 Bade- u. Trinkkur. 15 Kochbrun-
 nener Bäder u. 30 Th. Kochbrun-
 nen. Magen-, Lungen-, Herz-, Nervenleid., Ge-
 selte Trappant. Begeister. Arzt. Sülberlicht u.
 Anweis. gratis. Brunnen-Kontor, Wiesbaden.

Sie können nicht schlafen?
Sie können doch schlafen!
 Nehmen Sie nur bei Schlaflosigkeit, Neurasthenie, Migräne
 (ges. gesch.), ärztlicherseits glanz. begutachtet.
 Das beste der Neuzeit, gänzlich unschädlich.
 ● Preis M. 3.— ●
 Castor. K. Br. Leclth. valer.

Cabroval

Generaldepot für Deutschland: Hirsch-Apotheke, Straßburg 23 (Elsass).
 Alleindepot für Berlin: Löwen-Apotheke, Jerusalemstrasse 30.

Jugend - Eisenbahnen



mit elektrischem, Dampf- und Uhrwerksbetrieb. Sämtliche Einzelteile dazu, wie:
 Schienen, Weichen, Bahnhöfe, Tunnelis usw.

Experimentierkästen

Influenzmaschinen mit Nebenapparaten, Elektromotoren, Dynamos, Apparate für
 Röntgenversuche, drahtlose Telegraphie, Dampfmaschinen, Model' u. Laterna
 mag., Kinematographen usw. — Prachtkatalog 6 hierüber gratis u. franko. Elektrische
 Klingel- und Telefon-Anlagen, sämtliche Einzelteile dafür siehe Preisliste 5.
 Elektrische Taschen- und Handlampen in allen nur denkbaren Ausführungen,
 mit Batterien und Akkumulatoren, siehe Preisliste 9.

Fritz Saran, Optische Anstalt, Fabrik Halberstadt 19, Rathenow
 Für Oesterr.- u. Versand elektr. Artikel,
 Ungarn **Wien IX, Währingerstrasse 48** (Ständiges Musterzimmer.)

Mühle Rünigen, Actiengesellschaft in Rünigen. M. 1 050 000 Aktien

der
Mühle Rünigen, Aktiengesellschaft

1050 Stück zu je M. 1000 No. 1—1050

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin
Braunschweig
Georg Fromberg & Co.

im November 1907.

Braunschweiger Privatbank,
Aktiengesellschaft.

Ambulatorium für **Herz- und Nervenranke**

Dr. med. Tilliss,

Taenzienstrasse 20 hochpart. (neben Kaufhaus des Westens).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder),

Vibrationsmassage, Uebungstherapie. — Modernste Apparate.

Spezialbehandlung für **Herzschwäche, Herzneurose, Arterienverkalkung, Schlaflosigkeit.**

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Moszinskystr. 6. M

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur in eigener Heim ohne Berührung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlung apparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Ein Auch Winterkuren.
Zürcher
Sanatorium DE KUIZ
Neuenahr Prospekte etc.

Salò am Gardasee

Italien — Riviera

Hotel-Pension Villa-Halkyone

früheres Heim des Dichters Otto Erich Hartleben

Vornehme Familienpension

Pensionspreis v. 7.—Lire an

Prachtvoller grosser Garten

Eisbärtelle sind nicht besser, aber teurer als meine Geibschmudrfelle „Dlaute Eisbär“, feinste Galontoppiche, demlich geriebt, geruchlos, blendend weiss od. fihbergrau, etwa 1 cm groß, 8 St. Borslagen 6 u. 7 St., bei 3 St. 1 St. 50 ct. mit Binesenn. fr.
W. Heino, Lünzmühle No. 66,
bei Schneeringgen.



Bücherschränke.

Immer fertig — nie vollendet.

Die grösste Freude für ihren Besitzer!

Preisbuch Nr. 387a kostenlos und portofrei

Heinrich Zeiss, Grossherzoglicher Hoflieferant.

(Unionzeiss)

FRANKFURT a. M., Kaiserstr. 36.

Telegr.-Adr.: Unionzeiss-Frankfurt-main.

Achten Sie genau auf meine Firma und Hausnummer!

Trunck & Co.

Vornehme Wohnungs-Einrichtungen.

Eigene Fabrikation.

*Berlin W.,
Kronenstr. 10.*

Bedeutende Gewinne

bei sehr geringem Risiko bieten die von uns neu geschaffenen

Nafta-Brutto-Certificate

Völlig Nachschussfrei.

Sofort zahlbare Monatserträge

trotz der jetzigen Krisis bis M. 175.—, die sich nach der Beendigung derselben bedeutend erhöhen werden.

Preis M. 600—2000 pro Certificat.

☛ Man verlange ausführlichen Prospekt. ☛

Deutsche Nafta-Gesellschaft

m. b. .H.

BERLIN W. 9,

Potsdamerstr. 129/130

Fernspr. VI, 1906 u. 1907.

Potsdamerstr. 129/130

Fernspr. VI, 1906 u. 1907.

1882 1907

In England in Uebersee

erkennt man den
Deutschen an dem Hut.
an dem „Echo“.

Dies letztere der Mithhaber eines grossen Berliner Papier Export-Geschäftes, nachdem er von einer Geschäftsreise aus Amsterdam nach Berlin zurückgekehrt war, jeder Deutsche im Auslande laut das Echo und bemerkt es auf seinen Geschäftsreisen in der Eisenbahn, städtischen Bahn, Omnibus oder einem sonstigen Verkehrsmittel. Die roten Echo-Nummern handelte im Auslande überall hervor. Durch Wahrnehmung des bekannten Hutes veränderte sich eines Inzeratens-Auftrag auf 32 Anzeigen, welche jetzt im Echo halbjährig erscheinen. Vor dessen angenehmer Reise waren unsere Bewerben um Inzerate stets vergeblich gewesen.

Jeder unserer Grossindustriellen wird bei Reisen
nach Uebersee sich ein gleiches unabhängiges
Urteil über die Verbreitung und Bedeutung
des Echo im Auslande bilden!

1882 1907

Probenummern u. Inzeratenschläge kostenlos vom Echo-Verlag, Berlin SW. II.

Mittelmeerfahrten

In der Zeit vom 7. Januar bis 14. Mai 1908 werden vermittelt bei Doppelschrauben-Dampfern „Victor“

5 Bergnigungs- und Erholungsreisen zur See

veranaltet, auf denen je nach Fahrplan eine mehr oder minder große Anzahl der in dieser Karte durch die Routenlinie bezeichneten Häfen besucht wird.

Fahrpreise je nach Route von Mf. 300, 350 und Mf. 500 an aufwärts.



Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Bergnigungsreisen, Hamburg.

Der Mensch und die Erde

Die Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde.

Herausgegeben von Hans Kraemer mit mehr als vierzig der hervorragendsten Fachmännern

Circa 4000 Illustrationen, bunte Beilagen und Karten,
sowie zahlreiche Extra-Beigaben.

Auf den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung aufgebaut, erschließt das fesselnd und leicht verständlich geschriebene Werk ein in ähnlicher Form bisher noch niemals behandeltes Gebiet:

Die Erde und ihre Schätze im Dienste der Menschheit.

Das Programm umfaßt also die Beziehungen des Menschen zu den gesamten Produkten der Erde. Was die Erde auf ihrer Oberfläche trägt, was sie im Innern birgt, was sie im steten Wechsel täglich aufs neue hervorbringt, und was der Mensch aus diesen in reicher Fülle gebotenen Schätzen zu schaffen wußte, wird in meisterhafter Darstellung zusammengefaßt zu einem lückenlosen Bild der praktischen Arbeit des Menschen.

Erste Gruppe des Werkes. 6 Bände.

Der Mensch u. die Tiere. 1. Einleitung
b. Herausgeber. 2. Tierfalsch u. Tierfabrik. 3. Die
Verbreitung der Säugtiere. 4. Die Haustiere als
menschlicher Kulturvererb. 5. Die Umwidmung der
Jagd. 6. Die Tiere als Freunde der menschlichen
Kulturarbeit. 7. Die Verwertung der Tierwelt:
a) für Kulturgüter und im Dienste des Verkehrs,
b) für Kriegszwecke, c) für Sport. 8. Die Verwertung
der Tierprodukte als Nahrungsmittel und
zur gewerbli. Verarbeitg. 9. Die Tiere und die
Wirtschaft: a) Die Jelle als Grundlage des
Lebens, b) Die Bedeutung der Tiererzeugnisse,
c) Tierische Gifte, d) Tierische Krankheitsüberträger.

Der Mensch u. die Pflanzen. I. Die
Pflanzen in Mythos u. Kultus. 2. Die Jelle als
Grundelement der Pflanzen. 3. Die Pflanzenarten.
4. Die tropischen Regenwälder. 5. Die Wälder
Pflanzen d. Regenwald. 6. Die Umwidmung des
Ackerbaus. 7. Der Wald und seine Bedeutung
(Umwidmung der Forstwirtschaft). 8. Die Verwertung
der Pflanzen und ihrer Produkte: a) für das
Hauswesen und die Kultivierung der Holzarten,
b) zur Nahrung, c) zur Kleidung, d) als
Arzneimittel, e) als Rohstoffe, f) Papier als
Kulturfaktor. 9. Die pflanzlichen Mikro-Organismen
u. d. Menschheit: I. a) Die Bakterien, b) Die niedrigen
Pilze, II. Die Gärungsprozesse, III. Die Mikro-Organismen
und die Ernährung, IV. Die Gärungsprozesse (Bierbrauerei,
Brennerei, Weinbereitung usw.), V. Die Mikro-Organismen
und der Ackerbau, VII. Die pflanzl. Mikro-Organismen
als Feinde der Menschheit, a) Nahrung und Wirkung d. Bakteriengifte, b) Bakterielle
Erkrankungen, c) Bekämpfung d. Infektionskrankheiten, VIII. Die pathogenen Erreger
(Pflanzl. usw.), 10. Tierische u. pflanzl. Heilmittel,
11. Tiere u. Pflanzen als Motive der Kunst.

Der Mensch u. die Mineralien. 1. Die
Mineralstoffe der Erde in Sage und Fabel. 2. Die
Mineralien als Bestandteile der Erkruste. 3. Die
Gewinnung der Mineralien. 4. Die Verwertung
der Mineralien: a) für Metallgewerbe, b) für die
Industrie, c) für Holz und Wasser, d) für Kunst
und Kunstgewerbe. 5. Stein und Eisen als Grund-
stoffe des modernen Kulturvererbens. 6. Mineral-
schätze im Dienste der Seemannschaft.

Zweite Gruppe des Werkes. 4 Bände.
Der Mensch u. das Feuer. 1. Das Feuer
in Mythos und Recht. 2. Quellen des Feuers u.
Brennverfahren. 3. Die Brennstoffe (Holz, Petroleum
usw.), ihre Entstehung, Gewinnung und
Verwertung. 4. Das Feuer als Hilfsmittel: I. als
Wärmemittel, II. im häuslichen Leben, b) bei gewerbli-
cher Tätigkeit, III. Die Beleuchtung (Kunstlicht-
gewinnung), IV. Die Bedeutung des organischen
Feuers (Wärme und Licht) für die Umwidmung
der Erkruste und des Verkehrsvererbens. 5. Das
Feuer als Waffe. 6. Das Feuer im Dienste der
Kunst und Heilkunde.

Der Mensch und das Wasser. 1. Das
Wasser in Mythos und Kultus. 2. Trinkwasser,
a) Gewinnung reinen Wassers, b) Geschichte der
Wasserverleitung. 3. Das Wasser als Hilfsmittel
und Rohstoff, a) im häuslichen Leben, b) bei
gewerbli. Tätigkeit. 4. Die Bedeutung d. Wassers
für das Verkehrsvererbens, a) Nautische und länd-
liche Wasserstraßen, b) Entwicklung des Schiff-
baus und Geschichte der Schifffahrt. 5. Das
Wasser als Träger organischer Lebewesen, a) Die
Bedeutung des Wassers für das Tierleben der
Erde, b) Nahrung und Nahrung in künstlicher
Umwidmung, I. Sinnenorgane, II. Nahrung, c) Tier-
und Pflanzenleben der Tiefsee. 6. Das Wasser im
Dienste der Gesundheitspflege. 7. Schifffahrt.
8. Gefangete.

Jede Gruppe bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes.

„Der Mensch und die Erde“ in Gansleder-Buchbänden mit ringlegter, rot verfilb. Plakette à 18 Mk. Bd. 1, 2, 3 liegen abgeschlossen vor.

Ausführliche Prospekte gratis.

Berlin W. 57

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Hervorragende Neuerscheinungen

and dem

Berlag Georg Müller

München



Josephplatz 7

Prosper Mérimée

Ausgewählte Novellen

In's Deutsche übertragen und eingeleitet von Richard Schaukal.
Geb. Mt. 5.—, geb. Mt. 7.—, Zugabgabe auf van Geldern (50 nummerierte
Exemplare) Ganzleder Mt. 20.—

Der erste Band dieser auf drei Bände berechneten ersten umfassenderen deutschen Ausgabe des klassischen französischen Novellisten enthält folgende Stücke: Matro Falcone — Tamango — Ein Gesicht Karls XI. — Die Einnahme der Schanze — Eine Partie Brett — Die Venus von Jlle. (Die folgenden Bände sollen Carmen, Colomba, Ursine Guillot, Lolita u. a. enthalten.) Mit dieser dichterischen Uebertragung der bedeutendsten Schöpfungen des großen Prosaisten wird dem deutschen Leser von Geschmack eine mustergültige Ausgabe geboten. Prosper Mérimée ist einer der größten Schriftsteller Frankreichs. Sein in die vornehme Vollendung seiner dichterisch menschlichen Erscheinung lebt unsterblich in seinen



einem überreichen Frühling und einem kurzen Nachsommer zusammengedrängtes dichterisches Werk kann als der Höhepunkt neuromanischer Erzählungskunst betrachtet werden. Strenger Bewahrer einer historischen Tradition, hat er seine wie in Erz gemischten Prosafiguren mit dem ganzen Zauber einer unabhängigen geistreichen Persönlichkeit geschmückt. Die Grazie, die Eleganz,

Weisheit- und Musternovellen.

Unbedingte Wahrheit und Klarheit der Beobachtung verbindet sich mit einer geradezu unerhörten Leichtigkeit der sicheren Wiedergabe. Nur ein Richard Schaukal konnte das Wagnis unternehmen, diesen noblen und konzentrierten Prosaisten in der weitläufiger schwerer zu bändigenden deutschen Sprache neu zu schaffen.

Zwei Weltanschauungsromane

Antonio Fogazzaro

Der Heilige, Roman

6. Auflage. Geh. Nt. 5.—, geb. Nt. 6.—

„Jeder wahrhaft religiös empfindende Mensch, ohne Unterschied der Konfession, wird dank der vollendeten Darstellungskunst alle die schweren ethischen Kämpfe, die Fogazzaros Werke füllen, lebhaft mitempfinden. Keine, wenn auch noch so eingehende Inhaltsangabe wäre imstande, dem Leser auch nur eine entfernte Vorstellung von des Dichters Meisterschaft, die nicht minder in der feinen treffenden Kleinmalerei als in der tiefen freien Durchgestaltung der tiefsten Konflikte ruht, vorzutauern. . .“ „Die Grenzboten“ 12. IV. 04.



Antonio Fogazzaro

„Bei den eigenen Landleuten hat Fogazzaro schon lange den Ruhm eines Erzählers ersten Ranges und seinen Beobachter des Seelenlebens. Selbst d'Annunzio's vielacrobater Ruhm als Erzähler und Meister der Sprache kann den Glanz nicht verdunkeln noch übertreffen, der Fogazzaro ganz besonders als Romandichter umstrahlt. . . . Unter diesem Eindruck schließen wir das merkwürdige, einzig dastehende Buch. Jedenfalls gleicht es keinem der früheren des nämlichen Verfassers. Wenn die Italiener recht haben, die jene Sorgfalt für klassische Sprachbildung vermissen, die seine früheren Werke stets auszeichneten, so hat dieses nur um so mehr an ethischem Wert gewonnen und kann im Seelenleben gar mancher epochemachend wirken. . .“ „Germania“, Berlin.

Hanns Floerke Hagia Hybris

Ein Buch des Jornes und der Weltliebe
geh. Nt. 5.—, geb. Nt. 6.50

Das „Berliner Tageblatt“ schreibt über dieses Buch: „Von einem seltsamen Buche habe ich zu berichten, das angefüllt ist, von glänzenden Betrachtungen über Kunst und Leben, Religion und Philo-
sophie, Pädagogik und Aesthetik, von komischen und pantheistischen Gerüchten? das gesättigt ist von Hass und Liebe, von Weisdom und Barm-
herzigkeit, das ein Homos ist auf das Leben und auf alles, was ihm Glanz gibt und Tiefe. Man hat hier keinen Roman vor sich, sondern den künstlerischen Ausdruck einer Persönlichkeit, die sich gedrängt fühlt, sich der Welt mitzuteilen, und die hofft, auf geistig freie und zur Kunst tendierende Menschen einwirkend und neugeschaltend einzuwirken. . . . Das kommt nicht so sehr auf die



Hanns Floerke

Handlung an, wie auf das, was durch sie ausgedrückt werden soll. Vor allem verblüfft dieses Lauschen in Farben und Bildern, die oft neu, aber immer glanzvoll und hochpoetisch sind. Hier gibt sich ein Gedankenleben völlig aus und in einer Art, die oft an die Romantiker erinnert. Und eine Expansionskraft lebt in diesem Autor, die überall stark durchbricht.“

Hanns Heinz Ewers

Das Grauen

Seltene Geschichten geb. Mt. 3.50, geb. Mt. 5.—
Inhalt u. a.: Die Komarsenfaune — Die Herzen
der Könige — Der tote Jude — Die Wasser-
leiche — Die Topfbarbraut — Kamatoi (s.)

Wer das Schaffen von Hanns Heinz Ewers verfolgt hat, der wußte wohl, daß gerade von ihm noch überaus Bedeutungsvolles zu erwarten war; denn Ewers ist ein Einzigartiger in der deutschen Literatur. Er läßt sich nicht in eine bestimmte Rubrik unterbringen, denn dafür ist sein Wollen und Können zu stark. Sein vorliegendes Buch berechtigt vielleicht dazu, ihn den romantischen Dichter modernster Kultur zu nennen. Weit gereift, hat er überall das Erläuternde, das Wertwürdige, fern ab vom Wege Liegende gesucht und aus jenen erlebten und erträumten, ihn selbst am stärksten ergreifenden Stimmungen hat er ergreifende Novellen geformt mit der unerhörten Phantasie eines E. T. A. Hoffmann, eines E. A. Poe und Villiers de l'Isle Adam, unserer Zeit wertvoller als selbst die Novellen dieser Großen, weil Ewers die härteren Mittel modernen Kunstgeistes formen halfen. Kein lebender Autor vermag den obengenannten Geschichten auch nur etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Unsere Zeit will ja so gern das Gruseln lernen. In immer größeren Mengen werden Detektivstücke und Kriminalromane verschlungen — aber das wahre Gruseln hat man immer noch nicht gelernt. Nun: Hanns Heinz Ewers ist ein Dichter, der mit unerhörter Kunst seinen Zauberkraut mischt — man lese das Buch und man hat das Gruseln gelernt.



H. H. Ewers

Felix Salten: Künstlerfrauen

Ein Zyklus kleiner Romane
geb. M. 3.—, geb. Mt. 4.—

Felix Salten bietet uns in diesem Buche eine Reihe entzückender kleiner Romane dar, die sich mit der Pflanze einer Reihe von Frauengestalten aus Künstlerkreisen beschäftigen. Es sind kleine Meisterwerke, wie sie nur ein Dichter ersten Grades und Stillschreiber schreiben konnte.

Sophie Hoehstetter:

Rapellendorf Roman, geb. Mt. 3.50,
geb. Mt. 4.—

Wenn der Dichter Stephan Zweig von Sophie Hoehstetter's früheren Büchern schreibt: „Ihre Bücher sind überaus von schönem Ansehen und von edler Menschenwürdigkeit heiß überflammt. Prädig in ihrer Aufrichtigkeit, klarlich in ihrem edlen Sinn und zumindst geschmackvoll in ihrer künstlerischen Qualität, steht sie mir eine der erfolgreichsten Erscheinungen unserer Frauenliteratur“, so kann man dies auch in ganz besonderem Maße von diesem neuen Buche von Sophie Hoehstetter sagen. Das ewig Brennende, fast Schmelzliche in Affekten der Sehnsucht und der schaffenden Liebe durcht auch die Grundnote dieses Buches, das ebenfalls den weichen Sinn an ihrer Werke trägt. Denn aus dem Niedergange des Bodens erhebt sich im Schlußstille die Gestalt der Heidin des Romans Rapellendorf in einer rätselhaften und wertvollen Kraft; hier ist ein Aufbruch des Lebenswillens geschaffen, der sein Schicksal formt. Dieser Schlußteil bringt in erlösender Gestalt eine der schlauesten und feinsten Vorbildungen des triumphierenden Lebens.



Felix Salten

Dramaturgische Neuerscheinungen



Wilhelm von Scholz

Hebbels Dramaturgie

(Der Deutschen Dramaturgie Band 1)

Drama und Bühne betreffende Schriften, Ansätze, Bemerkungen Hebbels, gesammelt und ausgewählt von

Wilhelm von Scholz

geb. M. 4.50, geb. M. 6.—

Die „Deutsche Dramaturgie“ soll in Einzelbänden unsere bedeutendsten Dramatiker in der Weise schildern, wie sie sich in ihren Aussprüchen und Werken der Kunst selber gegenüber gestellt haben Ich halte dieses Verfahren in Plan und Anlage für ganz vorzüglich und

glaube, daß dank dieser übersichtlichen Anlage des Stoffes zur Prüfung und genauen Kenntnisnahme der deutschen Bühnenliteratur unendlich viel Klarheit und sachliches Urteil erzeugt wird, woran es bisher beim großen Publikum oft noch gefehlt hat. . . . Dieses günstige Urteil habe ich auf Grund der Durchsicht des ersten Bandes, der sich mit Hebbel beschäftigt, gewonnen und hoffe, daß die nachfolgenden Bände auf gleicher Höhe bleiben. Dann wird es dem Unternehmen nicht an weitester Anerkennung, an zahlreichen Freunden fehlen.“

„Hamburger Nachrichten“.

Von Wilhelm von Scholz erschienen ferner:

Der Jude von Konstanz Tragödie in vier Aufzügen und einem Nachspiel

geb. M. 3.—, geb. M. 4.50 (Mehrfach mit großem Erfolge aufgeführt.)

Gedanken zum Drama und andere Ansätze über Bühne und Literatur

geb. M. 3.—, geb. M. 4.50

Eugen Kilian: Goethes Faust auf der Bühne

Beiträge zum Problem der Aufführung und Inszenierung des Gedichts, geb. M. 2.50, geb. M. 3.50

Schillers Wallenstein auf der Bühne. Beiträge zum Problem der Aufführung und Inszenierung des Gedichts, geb. M. 3.—, geb. M. 4.—

Dr. E. Franmann schreibt i. d. „Frankf. Zeitung“:

„Nach einem kurzen kritischen Rückblick auf die seitherigen Bearbeitungen des „Faust“ kommt Kilian zu seinen eigenen Vorschlägen. Zunächst hinsichtlich der Einteilung der Tragödie. Unter wohlbegründeter Verwerfung jedes anderen Modus betont er die Notwendigkeit der Aufführung des Gesamtwerkes an zwei unmittelbar aufeinander folgenden Abenden. — Das Buch redet eine eindringliche, seines großen Gegenstandes durchaus würdige Sprache. Nur ein schriftstellerisches Talent konnte so geschickt die Trockenheit und Monotonie vermeiden, die eine lediglich auf die Bühnenpraxis gerichtete Aufgabe für andere Darsteller leicht mit sich gebracht hätte. So bietet das Werk, das klug zwischen den idealen Forderungen der Dichtung und den realen Ansprüchen des Theaters abwägt, das in seinem historischen und systematischen Teil gleich befriedigend ist, dem Lesepublikum des „Faust“ wie den Theaterinteressenten eine sehr schätzenswerte Gabe. Insbesondere aber die Intendanten, Regisseure und die denkenden Schauspieler werden an Kilians Arbeit, die für sie ein kleines Hilfs- und Handbuch werden sollte, nicht vorübergehen dürfen.“

Wilhelm Weigand:

Sieben erschienen:

Der Abbé Galiani Essay

Mit einem Porträt Galianis, geb. Mk. 3.—

Maximilian Harden schreibt in der „Zukunft“:

„Dieses Buch ist einfach zum Entzücken . . .“

Wilhelm Weigand gibt auf knappem Raum ein ungemein feines und packendes Bild französischer Kultur; ein Bild, wie es nur einem Kenner des achtzehnten Jahrhunderts und einem starken Darstellungstalent gelingen konnte.“

Der Gürtel der Venus

Ein Drama in 5 Akte., geb. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50

Nach mehrjähriger Pause tritt Weigand hier wieder mit einem neuen Drama an die Öffentlichkeit, einem Renaissance-drama. Hat sich Weigand schon in seinen früheren Renaissance-dramen als Meister in der Zeitcharakteristik bewährt, so muß hier ganz besonders auch auf die unübersehbaren sprachlichen Feinheiten hingewiesen werden.

Früher gelangten zur Ausgabe: Die Frankenthaler Roman 10. Tausend. —

Michael Schönherr's Liebesfrühling und andere Novellen. — Der

Messiaszüchter und andere Novellen geb. je Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Otto J. Bierbaum schreibt in der „Wiener Zeit“ über den Novellenband: „Der Messiaszüchter“:

„Wilhelm Weigand, der Meister des Epos, zeigt sich hier auch als Meister der Novelle. . .“

Das Weigand'sche Novellenbuch sollte sich niemand entgehen lassen, der poetische Erzählungskunst zu würdigen weiß. Es ist ein wahres Fabul es zu lesen, schon um seines klaren köstlichen Deutsch willen. Das höchste an Stil enthält wohl die glänzende Münchhausen-Abte: Frauendienst, die man schlechthin als eine der wertvollsten Prosa-Stücke der neueren deutschen poetischen Literatur bezeichnen darf und die auch dem Vergleich mit unseren berühmtesten aber Kabinettstücke nicht zu scheren braucht.“



Wilhelm Weigand

Isolde Kurz: Hermann Kurz

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte.

Mit 9 Bildbeilagen und einem Facsimile

geb. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50

Aus den zahlreichen spaltenlangen Feuilletons möge hier nur ein kurzer Auszug Platz finden:

„Es ist ein ergreifendes Dichterleben, das hier in den Anfängen bis zu seinem Ende mit der nachstrahlenden Kunst einer Dichterin geschildert ist. Sie bringt den Leser lebhaft mitzuerleben. Für uns Schwaben ist das Buch eine besonders wertvolle Gabe.“ „Schwäb. Merkur“.

Im Zeichen des Steinbocks

Aphorismen geb. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50

Isolde Kurz zählt zu den bedeutendsten poetischen Talenten der Gegenwart; mit ungewöhnlich klarem, scharfem und logisch feingegliedertem Verstande verbindet sie ein unendlich zartes, sanftes Empfinden und eine oft hinreißende Darstellungsfracht. „Literarische Rundschau“.

Lesen es, wer es irgend kann!

E. von Kayser l. d. „Intern. Kunst- u. Theateranzeiger“.



Hermann Kurz

Deutsche Form Betrachtungen zur Deutschen Jahrhundertausstellung u. zur Münchner Retrospektiven

von Georg Fuchs, geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50

Professor Theodor Woltke schreibt über das Buch in der „Deutschen Literaturzeitung“ vom 12. Oktober 1907:

„Es ist allemal ein Genuss, die Bekenntnisse eines temperamentvollen Menschen zu lesen, und deshalb ist die Lektüre des vorliegenden Werkes ein ätherischer Genuss, wie es die Lektüre der Chamberlainschen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts und die geharnischten Feuilletons des Rembrandtdeutschen waren. Und man sollte das Buch lesen, wie man geistvolle Artikel der Tagesblätter unter dem Strich liest. Nicht das Einzelne auf die Waagschale legen, nicht die Kühnen Behauptungen ängstlich nachprüfen, sondern sich der vielfältigen Anregungen freuen und mit gespannten Blicken dem Wippen der scharfen Klinge folgen. Dann wird man diesem Buche gerecht. Wer an dem Feuerwerk eines leidenschaftlichen Geistes sich freuen kann, auch wenn die Feuerwerkskörper friedliche Zuschauer in Schrecken versetzen, der wird an diesen Betrachtungen seine Freude haben.“

Ende November gelangt vom gleichen Verfasser zur Ausgabe:

Wilhelm Trübner Der Künstler und sein Werk.

Mit über 100 meist ganzseitigen Kunstbeilagen gr. 8°, geb. ca. Mk. 15.—

Bergleichende Gemäldestudien

von Karl Voll

Mit 50 Bildertafeln, geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 9.—

Uns den glänzenden Urteilen, die dieses Werk in der Presse gefunden hat, führe ich hier nur einen Auszug aus der „Kunst für Alle“ an:



„Die „Bergleichenden Gemäldestudien“ sind entstanden als ein Produkt der Lehrstätigkeit, die Dr. Voll als Professor der Kunstgeschichte an der Münchener Universität in den seminaristischen Übungen entfaltet. So entstammen sie dem praktischen Leben, und dem praktischen Leben sollen sie auch dienen. Und weil sie dazu vortrefflich geeignet erscheinen, deshalb wollen wir nachdrücklich auf dieses Buch hinweisen . . . Wir wünschen ihm eine weite Verbreitung und hoffen mit dem Verfasser, daß die Lehrer, für deren Zwecke es besonders geschrieben ist, ihm beim kunstgeschichtlichen Unterricht in den Schulen ihre Aufmerksamkeit zuwenden mögen. . . .“



O. Masler

Rudolf Louis

Die deutsche Musik der Neuzeit

Mit zahlreichen Vor-
trags- u. Notensakfamilies

geb. M. 6.—
geb. M. 8.—



Rth. Strauß

Eine abgerundete Darstellung der Musik und der musikalischen Bestrebungen seit Richard Wagner existierte bisher nicht und deshalb dürfte das oben genannte Werk von allen Musikfreunden aufs freudigste begrüßt werden, umso mehr, wenn es aus der Feder eines allseits so geschätzten und bewährten Musikschriftstellers, wie der Rudolf Louis', des Verfassers der glänzend gewürdigten Brucknerbiographie, kommt. Das Buch ist in 7 Abschnitte gegliedert. Einleitend wird das Problem des musikalischen Fortschrittes behandelt. Danach gibt der Verfasser einen bei den Haupterscheinungen, wie Strauß, Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger etc. jeweils länger verweilenden Ueberblick über die moderne Produktion auf dem Gebiete des musikalischen Dramas, der Symphonie, Kammermusik, der Kirchen- und Hausmusik und beschäftigt sich in den letzten beiden Kapiteln auch noch mit Musikwissenschaft und Kritik, sowie mit der Ausbildung und Pflege der Zukunft. Die zahlreichen beigegebenen Vortrags- und Notensakfamilies nach Noten-Manuskripten erhöhen Reiz und Wert des interessanten Werkes.

Vom gleichen Verfasser: **Anton Bruckner** Mit vielen Vortrags- und Sakfamilies
geb. M. 5.—, geb. M. 7.—

„Mit seinem Anton Bruckner hat Louis ein rundes, sprechend ähnliches, in der höchst wirksamen, aber nie äußerlich effektvollen Verteilung von Licht und Schatten ganz ausgezeichnetes Charakterbild gegeben.“

Paul Maros in „Süddeutsche Monatshefte“.

Beethovenjahrbuch herausgeg. von Th. von Frimmel

Mit mehreren Vortrags-, Brief- und Notensakfamilies in Segeltuchheften geb. M. 5.—

Mit diesem Beethovenjahrbuche soll der Beethovenforschung eine Sammelstelle geschaffen werden. Aufsätze und Notizen über den Künstler und den Menschen Beethoven, über seine Umgebung, Einzelstudien über seine Werke, Übersichten über Beethoven-sammlungen, über die Fachliteratur werden gegeben. Vor allem aber soll der Mitwirkung von Briefen des Meisters ein breiter Raum der Forschungsarbeit gewidmet werden. Möge die Aufnahme dieser Jahrbücher eine günstige sein, so daß damit der Beethovenforschung eine Zentralsstelle geschaffen ist, wie die Goetheforschung sie im Goethejahrbuch seit Jahren besitzt. Im ersten Jahrgange sind außer dem Herausgeber u. a. mit Beiträgen vertreten: Felix Weingartner, Prof. Dr. K. Bischoff, Heinrich Kietzsch, Hans Volkmann, Robert Müller, Emerich Kasper.

Von **Th. von Frimmel** erschienen früher: **Beethovenstudien**

I. Beethovens äußere Erscheinung. Seine Bildnisse. II. Bausteine zu einer Lebensgeschichte des Meisters; jeder Band mit zahlreichen Illustrationen, kart. M. 5.—



Richard Schaukal

Richard Schaukal:

Leben und Meinungen des Herrn

Andreas von Balthesser

eines Dandy und Dilettanten

3. Auflage in 7 Monaten geb. Mt. 4.— geb. Mt. 5.—

„Ein graziöses charmantes Buch (passende deutsche Eigenschaftswörter sind schwer zu finden; wir hatten den Typus dieses Buches bisher nicht), das man eine Philosophie für die elegante Welt nennen könnte, das nur ein kultivierter Mensch zu schreiben vermochte, und das für die äußere Kultur der Deutschen Nützliches leisten kann.“ Maximilian Harden in der „Zukunft“.

„Es lebt Schick in ihm, altsterreichische Knut und gefällige Kultur bewegen den Stillen, den Lautlosen . . . Alles in allem wirkt das Buch wie ein ehrlisches Bekenntnis und hat darum Scheid in sich.“ Leopold Schickhof im „Tag“

„Wer das seltsame Buch liest, verschafft sich einen intimen Genuß und nimmt zu an Weisheit.“ „Hamburger Fremdenblatt“

Kapellmeister Kreisler

Dreizehn Nigilien aus einem Künstlerdasein. Ein imaginäres Vorträt. Geb. Mt. 3.50

„Schaukals Buch vom „Kapellmeister Kreisler“, eine glühende Rhapsodie von der Kunst und dem Künstler, eine geistreiche metaphysische Träumerei, eine Wackenvolletische Herzensergießung, ist ein Glaubensbekenntnis romantischer Arbeit . . . Der „Kapellmeister Kreisler“ ist gewiß eine ernste Poesie, von reicher alter Kultur.“ Julius Hart im „Tag“

In kurzen Abrissen hat Schaukal ein glänzendes Bild hingeworfen, festlich und künstlerisch tief, blendend an Geist und verblüffenden Einfällen. Ich halte das Buch für Schaukals bestes. Es wäre interessant, diesen feuerprühenden Kopf in all seinen wechselnden Lagen einmal festzuhalten; — der „Kreisler“ bildet einen Gipfelpunkt seines Schaffens.“ Ludwig Blach in den „Preussler“

Giorgione

oder Gespräche über die Kunst

geb. Mt. 2.—

„Ich wünschte, recht viele möchten diese Dialoge ohne Hochmut lesen und auch einsehen, welch eine Kluft zwischen ihnen und der Kunst liegt, die sie zu verstehen meinen.“ „Frankfurter Zeitung“

Literatur

Drei Gespräche

geb. Mt. 2.—

Schlemihle Drei Novellen

(Matthias Siebenlist und das Schloß der 100 Liebhaber — Elisa Hufsfeld — Von Tod zu Tod)

geb. Mt. 2.50, geb. Mt. 3.50

Dieser Band zeigt uns den feinsinnigen Erzähler und Kritiker Schaukal auf der Höhe seiner Kunst.

Demnächst erscheint: **Buch der Seele, Gedichte**

In einfach vornehmer Ausstattung geb. Mt. 4.—, geb. Mt. 5.—

Ein neuer Gedichtband (seit 7 Jahren ist keiner erschienen) Schaukals ist sicherlich kein alltägliches Ereignis. Der Dichter hat hier gegen seine früheren lyrischen Veröffentlichungen eine große innerliche Wandlung durchgemacht. Vom bunten, kapriziösen eleganten Wortkünstler zur schlichten, stillen Einfachheit der tiefgläubigen Seele.

4

NEUE BÜCHER

Pan-Verlag, G. m. b. H., Berlin W.35

Michelangelo, Gedichte und Briefe.

In Auswahl herausgegeben von **R. A. Guardini**. In Uebersetzungen von Herman Grimm, Friedr. Bodenstedt, Bettina Jacobsohn u. a. Mit einem Portrait Michelangelos nach Marcello Venusti. — Elegant karton. M. 3,—, fein gebunden M. 3,50.

„Die Sonette und Madrigale Michelangelos sind Bekenntnisse . . . Dieselbe Begeisterung, die die großen Ewigkeitswerke schuf, beschwingt auch diese Strophen, aber wie oft sind es schmerzliche Erkenntnisse von der eigenen Unzulänglichkeit, Aufschreie aus dem Sturm der Leidenschaften, die der Geist niederkämpfen wollte, höhnische Schleuderwürfe gegen die Irrsal und die Ignoranz der Welt, demütige Unterwerfungen unter die Macht des Göttlichen, von der die Vorstellung so stark in diesem Unsterblichen lebte. Was aber von allen diesen Versen gilt — sie sind die Dokumente einer unerbittlichen Wahrheitsliebe. Sie sind rücksichtslos in jeder Hinsicht und schon darum groß.“

Berliner Tageblatt.

Hippolyte Taine, Napoleon.

Deutsch von **Luise Wolf**. Preis elegant karton. M. 2,—, fein gebunden M. 2,50. 2. Auflage.

„Wie ein Orkan, der Bäume entwurzelt, Häuser und Städte zerstört, unsägliches Elend bringt, brauste Napoleon an der Spitze seiner Heerscharen über die deutschen Gefilde — aber er weckte all' die Kräfte, die in dem deutschen Volke allzu lange schon geschlummert hatten. Er ist ein Hauptbegründer deutscher Einheit und Größe — fürwahr ein Teil der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Und aus diesem Grunde ist das Buch Taines für uns nicht nur von wissenschaftlichem und künstlerischen, sondern auch von großem nationalen Werte.“

Münchener Neueste Nachrichten.

„Auf Grund umfassender Studien, aus tausend und abertausend Archivblättern, Briefstellen, Anekdoten und Einzelzügen setzte er das Bildnis des Kaisers mit ungeheurem Fleiß zusammen, und doch steht es klar und deutlich vor uns, die einheitliche Schöpfung eines genialen Künstlers. Und gerade das Künstlerische ist es, was Taine an Napoleon besonders hervorhebt.“

Die Zeit, Wien.

Pan-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 35

Heine-Briefe.

Herausgegeben von Dr. Hans Daffis. Mit einem Portrait Heines. 2 Bde., fein broschiert M. 6,—, elegant gebunden M. 8,—. 3. Auflage.

„Es hat bisher an einer guten, leicht zugänglichen Sammlung der brieflichen Bekenntnisse Heines gefehlt: man wird mit Dankbarkeit die sauber hergerichtete Gabe des geschickten Literarhistorikers entgegennehmen und die manchmal abstoßenden, oft tief erschütternden, oft beglückend heiteren documents humains des vielbefehdeten Genies nachdrücklich auf sich wirken lassen.“

Münchener Neueste Nachrichten.

„Die Heine-Briefe, geschmackvoll und kundig von Hans Daffis herausgegeben, bieten die persönlichsten Bekenntnisse des Fanatikers der Persönlichkeit in einer noch nicht erreichten Vollständigkeit.“

Frankfurter Zeitung.

Napoleon-Briefe.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Fein karton. M. 4,—, eleg. geb. M. 4,50. 3. Auflage.

„Die Auswahl ist ganz vortrefflich und zeigt uns ebenso wohl Napoleon, wenn er glänzende Proklamationen schreibt, als wenn er diplomatisch abgewogene Briefe an Fürsten und Staatsmänner verfaßt, als wenn er seinen Brüdern und Ministern den Text liest, als wenn er seinen persönlichen und familiären Empfindungen Ausdruck gibt. Die Unermülichkeit des Geistes macht fast jede Seite interessant. Wer kann aufzählen, um was alles sich Napoleon persönlich gekümmert hat? Gleichzeitig bewegen ihn die schwersten politischen und militärischen Probleme und die Einzelheiten von Schuleinrichtungen, Theateraufführungen, Bauten und industriellen Neuerungen in Paris. Man kann diese Sammlung von Briefen als notwendige Ergänzung zu jedem Geschichtswerk über Napoleon bezeichnen.“

Friedrich Naumann in der „Hilfe“.

Pan-Verlag, G. m. b. H., Berlin W.35

Weitere Neuerscheinungen des Pan-Verlags.

Brahms. Von Dr. Walter Pauli. Broschiert M. 1,50, elegant gebunden M. 2,—.

Durch die feinsinnigen Urteile des Verfassers und ganz besonders durch die verständnisvolle Einführung in die einzelnen Werke des Meisters verdient die Schrift das Interesse musikalischer Kreise in hervorragendem Maße.
„Hannov. Courier.“

Ein Jahrhundert deutscher Malerei.

Von Rudolf Klein. Mit vier Vollbildern. — Elegant gebunden M. 1,50.

Schillers Flucht. Von Andreas Streicher. Eleg. geb. M. 2,—.

Goethes Liederbuch Annette. Mit einer Heliogravüre von Käthchen Schönkopf. Elegant geb. M. 1,50.

Das Venusgärtlein. — Eine Anthologie aus der galanten Zeit. Herausgegeben von Dr. H. Landsberg. Brosch. M. 2,—, elegant gebunden M. 3,—.

Das sexuelle Problem. — Mit Beiträgen von Ellen Key, Helene Stöcker, I. Bloch u. Willy Hellpach. Eleg. geb. M. 3,—.

Moderne Zeitfragen. Wissenschaftliche Abhandlungen zur Kultur der Gegenwart in Einzelheften. Preis pro Heft M. 1,—.

- Heft 1. Strafrechtsreform — Prof. Dr. Tönnies, Kiel.
2. Kirche, Staat u. Schule — Prof. Dr. Wilh. Rein.
3. Großstadtverkehr — Dr. phil. et jur. J. Kollmann.
4. Mutterschutz — Dr. phil. Helene Stöcker.
5. Prostitution und Prostituierte — Dr. med. et phil. Willi Hellpach.
6. Die Perversen — Dr. med. Iwan Bloch.
7. Der deutsche Stahlwerksverband — Dr. J. Kollmann.
8. Theaterpolitik — Dr. Hans Landsberg.
9. Die Sezession — Rudolf Klein.
10. Liebe und Ethik — Ellen Key. 6. Tausend.
11. Philosophie der Mode — Prof. Dr. G. Simmel.
12. Das moderne Proletariat — Paul Kampfmeyer.
13. Modernes Christentum — Dr. Albert Kalthoff.
14. Die Hamburg-Amerika-Linie — Prof. Dr. Thieß.
15. Der kommende Krieg — Major v. Bruchhausen.
16. Kuren u. Bäder — Prof. Dr. med. Mendelsohn.
17. Parlamentarismus — Eduard Bernstein.

Ausführliche Prospekte kostenfrei vom

Pan-Verlag, G.m.b.H., Berlin W. 35

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 678 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915

" 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.



Unentbehrlich für Touristen, Reisende, Automobilisten, Radfahrer, Berg-, Wasser- und Angelsport, Lehrer, Jäger, Beamte, Arbeiter, zur Kinder- und Krankenpflege, zu Brunnenkuren.

Preise je nach Größe und Ausstattung M. 9.- bis 25.-.

Zu haben in allen Geschäften für Reise-, Jagd- und Sportartikel, für Ausrüstung von Automobilisten und Radfahrern, Drogerien, Gummiwaren-Geschäften, Wirtschaftseinrichtungs-Magazinen usw.

Wo nicht, gibt Bezugsquellen an

Thermos-Gesellschaft m. b. H.
Berlin W., Markgrafenstr. 52a.

Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren sich für die sehr zeitgemässen Charakter-schilderungen durch den Psychographologen P. P. L. Schon seit 1880 liefert P. P. L. gross-zügige Charakterbeurteilungen nach ein-gesend-tem Schriftstücken. Der Alltags-graphologie stehen diese künstlerischen Seelen-Analysen ferne. Wegen Honorarbedingungen und **Gratis-Prospekt** wenden Sie sich direkt an diese Adresse:

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Morphium-

Entziehungskuren liefert im Hause der Patienten

R. Rehfeld.

Abt.: Berlin NW., Orinwallferstr. 10.

Original Englische Arbeit

MURATTI'S

Keine Fabrik in Deutschland

HIGH CLASS CIGARETTES

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Woche von H. 60.- ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibberbau Tg. 27.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurothensische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnens- u. Entziehungskuren. Für Erholungssuchende, Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage, Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dir. g. Arzt d. selbst oder Administration in Berlin S. W., Mückenerstr. 118.

Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin)
in Berlin SW. 11.

Alexander Herzen, Erinnerungen.

Aus dem Russischen übertragen, herausgegeben und eingeleitet von **Dr. Otto Buck**. 2 Bde. Mit 3 Porträts M. 10.—; geb. M. 12.50.

J.-J. Rousseau, Bekenntnisse. Unverkürzt

aus dem Französischen übertragen von **Ernst Hardt**. 870 Seiten. Biegsam in Leder gebunden, in Taschenformat M. 10.—.

K. W. F. Solger, Erwin. Vier Gespräche über

das Schöne und die Kunst. (1815). Neu herausg. und eingeleitet von **Rudolf Kurtz**. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Ludwig Tieck, Die Reise ins Blaue

hinein. Sechsrömantische Novellen. Ausgewählt und eingeleitet v. **Wilh. Miessner**. M. 4.50; geb. M. 6.50.

Hermann Kurz, Die Scharten-

mättler, Roman **Stoffel Hiss,** Roman M. 3.—; und geb. M. 4.—.

Paul Ilg, Gedichte. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Hermann Burte, Drei Einakter.

M. 3.—; geb. M. 4.—.

Carl Albr. Bernoulli, Lucas Heland.

Roman. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben,

seine Werke und sein Nachlass, behandelt von **Aug. Langmesser**. M. 6.50; geb. M. 7.50.

Jung-Stilling, Briefe an seine

Freunde. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Wilhelm Holzamer, Im Wandern

und Werden. Essais. M. 3.50; geb. M. 4.50.